

3. Die Menagerien in Stuttgart.

Von Georg von Martens.

Die grosse königliche Niederländische Menagerie des Herrn van Aken, jetzt im Besitze des Herrn G. Kreutzberg.

Im Mai 1850 zog eine lange Reihe schwerer, sonderbar gestalteter, schwarz und gelb bemalter Wagen durch Stuttgarts Strassen; es waren die 10 Fourgons, der Elephantenwagen und der Wohnungswagen der grössten Menagerie, die je hier gesehen worden.

An der Stadtseite des grossen Wilhelmsplatzes, der wärmsten und vor dem Ablauf der Regengüsse geschütztesten, wurde Halt gemacht, die Wagen mit den Thierkästen ordneten sich in eine lange Reihe, vornen verbargen farbige Vorhänge als Sokel für die Gitterkästen die Räder, und über ihnen wölbte sich ein ungeheures, aus starken Pfosten, Stangen und grossen Segeltüchern zusammengesetztes Zelt von 160 Fuss Länge, 36 Fuss Breite und 20 Fuss Höhe zur leichten, freundlichen, hellen, aber theuern Sommerwohnung, da diese Tücher den Wechsel der Witterung nur ein halbes Jahr lang aushalten. Jeden Herbst tritt ein festes, an Ort und Stelle angeschafftes Gebäude von doppelten Bretterschichten mit Glasfenstern und hölzerner Thüre als heizbare Winterwohnung an die Stelle dieses Zeltes und jeden Frühling muss das Segelwerk neu angekauft werden.

Hinter dem Zelte stand der elegante Wagen mit dem Wohnzimmer und einem mit Blumenstöcken verzierten Vorkabinet der herrschenden Familie, hinter diesem der riesige Elephantenwagen.

Die Vorderseite gegen die Hauptstädterstrasse zeigte auf zwei grossen Oelgemälden die naturgetreuen Abbildungen der

hier versammelten Thiere, ein nekischer Lapondreaffe zeigte sich von Zeit zu Zeit frei auf dem Zelt dache herunkletternd, über denselben und vor ihnen zog ein Chor von Aras, Cacatus und Pelicanen auf hohen Stangen aller Augen auf sich, die lange Seite gegen den Platz endlich schmückten zehn ähnliche Gemälde in Lebensgrösse mit den Thaten des kühnen Thierbändigers und seiner Gattin, dann Jagdabentheuern, dem Kampfe mit dem weissen Bären zwischen den Eisbergen des Polarmeeres, mit dem Löwen in der brennenden Sandwüste, dem Tiger an den beschilften Flussufern Indiens. So kündigte sich schon das Aeussere grossartig an, die Bilder und die Lockvögel zogen eine Menge Zuschauer an und an Sonn- und Feiertagen traten zu der Fütterung und den Darstellungen so viele davon ein, dass sich die weiten Räume oft völlig füllten.

Ein kleines offenes Vorkabinet für die Kasse hatte drei mit Vorhängen geschlossene Eingänge zu den verschiedenen Plätzen. Mit dem Sohne Eduard als die ersten Abonnennten eintretend, fanden wir an der kurzen Vorderseite die Papageien in Käfigen aufgestellt, an der langen nordöstlichen die Wagenreihe mit den grösseren Vögeln und Säugethieren, im Hintergrunde die Elephantin, dann neben ihr an der Südwestseite noch einige eingepferchte Thiere und endlich drei verschlossene Kästen mit den Amphibien.

Der mittlere Raum unmittelbar vor den Thierbehältern bildete als breiter Gang den ersten Platz, hinter ihm gleichlaufend zwei Brustwehren von Brettern, zweckmässig treppenförmig erhöht, den zweiten und dritten. Acht Mann, zur Menagerie gehörig, hielten Ordnung und wurden nicht selten in Anspruch genommen, um das in die zweite Klasse herübersteigende souveräne Volk der dritten in seine verfassungsmässigen Schranken zurückzuweisen, was, die unbemerkten Fälle abgerechnet, auch um so sicherer gelang, als einige von ihnen sich durch ansehnliche Bärte als Männer des Volks auswiesen.

Die Menagerie wurde am Pfingstmontag den 20. Mai eröffnet, blieb über 14 Tage offen und war während dieser Zeit alle Tage von 10 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends zugänglich; mehr als sechzig Naturforscher, Künstler und Thierfreunde abon-

nirten, hatten zu jeder Zeit Zutritt und benützten die ruhigen Vormittagsstunden zu ihren Studien, trefflich gefördert und unterstützt durch den vielerfahrenen kenntnisreichen Eigenthümer und den freundlichen gefälligen Ton, der von ihm ausgehend, alle seine Leute auszeichnete.

Die Lockvögel wurden erst um 11 Uhr auf ihre erhöhten Sitze vor das Zelt gebracht und wir konnten sie auf diese Weise in beiden Verhältnissen beobachten. Ein rother Ara (*Psittacus Macao L.*) aus Brasilien, der grösste aller Papageien, über 2½ Fuss lang, karminroth, die Deckfedern grün und blau, die Wangen mit einzelnen Federchen, Scheitel und Hinterkopf buschig, drei gelbrothe Aras (*Psittacus Aracanga L.*) aus Guiana, brennender roth, die Deckfedern gelb, nach unten zu grün und blau, die Wangen ganz unbefiedert, und zwei blaue Aras (*Psittacus Ararauna L.*) von Surinam, oben blau, unten gelb, die weisse Wange schwarz gestreift, zeichneten sich durch süd-americanische Indolenz aus; im Zelte ganz ruhig, draussen in der heftigsten Sommerwärme und von der Gassenjugend geneckt nur durch lautes Geschrei einige Aufregung äussernd, beschränkten sie ihre ganze Industrie darauf, sich zuweilen an ihre Schaukeln zu hängen und mit abwärts gerichtetem Kopfe dargebotenes Obst zu langen oder weiteres zu verlangen. Indessen erfreuten sie doch durch die unnachahmliche Pracht ihrer Farben, die möglichst lebhaft gemalten Oelbilder hinter ihnen erschienen matt und grau dagegen.

Anders ihre polynesischen Verwandten, eine entsprechende Trias von Cacatus, weiss wie die Tauben, aber lebendiger, possirlich; die komischsten Stellungen annehmend und dabei den grossen Federbusch wie einen Fächer aufrichtend und niederlegend. Es waren der grosse Cacatu (*Psittacus galeritus Latham*) aus Neuholland, an 20 Zoll lang, die Schläfe weiss, die unteren Schwanzfedern schwefelgelb, zwei rosenfarbige Cacatus (*Psittacus moluccensis Gmelin*) von Sumatra, 16 Zoll lang, mit kaum merklichem rosenfarbigem Anflug und in ruhigem Zustande unsichtbaren gelbrothen Haubenfedern und zwei gemeine Cacatus (*Psittacus sulfureus G.*) von den Gewürzinseln, die kleinsten und bekanntesten, 12 Zoll lang, die Schläfe und die

verdeckten Haubenfedern, wie die Federn an der Unterseite der Flügel und des Schwanzes, citronengelb, so dass der Vogel ruhend weiss wie eine Taube, fliegend von unten gesehen, gelb wie ein Canarienvogel aussieht.

Auch hier liessen diese neckischen Thiere nie den zutraulich schmeichelnden Ruf des eigenen Namens hören, sondern ahmten lieber täuschend den geistlosen der Nachbarn aus Amerika nach.

Einen sonderbaren Gegensatz zu diesen Waldvögeln bildeten die zwei in ihrer Mitte aufgestellten kolossalen Kropfgänse (*Pelecanus Onocrotalus L.*) von Hartmann stammend, der sie von Alexandrien in Aegypten mitgebracht hatte. Das allgemeine Gesetz bekräftigend, dass mit der Grösse eines Thieres die Lebhaftigkeit und Raschheit seiner Bewegungen abnimmt, imponirten sie dem Strassenpublikum nur durch ihre Masse und durch den gewaltigen, weitaufgesperrten Schnabel. Ich sah sie öfters in der Sonnengluth die Flügel vier Ellen breit ausspannen und sich so flatternd über ihren Sitz erheben, ohne solchen jedoch jemals freiwillig zu verlassen, dann eines Abends in dem Gange des zweiten Platzes, wo sie plump herumliefen und nach den Neckern schnappten. Man warf ihnen todte, aber in frischem Wasser eingetauchte Weissfische zu, sie fingen sie in der Luft auf, den Kopf voraus und schluckten sie hurtig hinunter, die eine benahm sich dabei viel gewandter, als die andere, so dass sie fast alle Fische bekam. Als man ihnen aber die übrigen Fische in einem Kübel mit Wasser vorsetzte, liessen sie solche stehen und berührten sie auch nicht, als sie ihnen auf den Boden vorgeworfen wurden. Sie fressen nämlich nur lebende Fische und wurden erst jetzt gewahr, dass man sie mit todten getäuscht hatte. Der Wärter sagte uns, sie könnten bis drei Tage lang fasten, frässen aber auch jede sechs Pfund Fische auf eine Mahlzeit.

Im Zelte trafen wir zunächst auf zwei übereinanderstehende Reihen von Käfigen mit einem vollen Dutzend Papageien. Die meisten waren alte Bekannte aus dem tropischen Amerika, so vier gemeine Amazonenpapageien (*Psittacus aestivus L.*) aus Guiana, ein gelbköpfiger Amazonenpapagei (*Psittacus amazonicus L.*) aus Brasilien, etwas grösser, der Kopf mehr gelb und ohne blau, ein weissköpfiger Amazonen-

papagei (*Psittacus leucocephalus* L.) aus Westindien mit weissem Schnabel und Stirne, Scheitel dunkelblau, und zwei Haitipapageien (*Psittacus dominicensis* L.) mit weissem Schnabel und rother Stirne, nach Kuhl nur Weibchen des weissköpfigen. Westafrika hatte den ebenfalls sehr bekannten grauen Jaco (*Psittacus Erythacus* L.) gesendet und das tropische Asien den unrichtig so genannten chinesischen Papagei (*Psittacus sinensis* L.) aus den Gewürzinseln. Dieser war das nämliche Individuum, dessen Bekanntschaft ich schon bei Hartmann gemacht hatte, er ist gegen den Gebrauch im alten Continent auch vorherrschend grün, aber diese Farbe kein amerikanisches Sittigrün, aus weniger gelb und mehr blau zusammengesetzt und seidenartig glänzend, dabei der Oberschnabel rothgelb, der Unterschnabel schwarz, der ganze Vogel grösser als alle Amazonen. Dieser war der stillste und ruhigste von allen, die andern sollen viele Worte aussprechen können, wir hörten aber selten etwas anderes, als ihr unarticulirtes Waldgeschrei; wenn als Einladungsmusik der lärmende chinesische Kong, ein grosses schildförmiges metallenes Becken, mit dem lederbedeckten Kopfe eines Trommelschlegels geschlagen wurde, (vielleicht der Ursprung unserer Glocken) fielen alle Papageien im Chore ein, der alte Löwe brüllte dann den Bass dazu und zuweilen schmetterten die Trompetentöne des Königsvogels drein.

Psittacus aestivus und sein Landsmann *amazonicus* in einem Käfig beisammen, vertrugen sich ganz gut; gab ich einem einen Apfelschnitt, so biss der andere die Hälfte davon ab und jeder verzehrte behaglich seinen Theil, als einer genug hatte und sein Stück in den Wasserbehälter fallen liess, wechselten sie nachher ihre Plätze und der bei Appetit befindliche verzehrte nun in aller Ruhe, was der andere für jetzt nicht bedurfte; ein schöner Zug, der mich an die fromme Verträglichkeit der Känguruhs erinnerte, hierin sind die Papageien keine Affen.

Ganz neu war uns die Morgenröthe (*Psittacus Eos* Kuhl, *Rose coloured Cockatoo* Latham) aus Neuholland, auch dort selten und erst in neuester Zeit lebend nach Europa gebracht. Der schöne Vogel hat die Grösse einer mittleren Taube, Schnabel, Stirne und Scheitel sind weiss, die ganze obere Seite

des Körpers aschgrau, des Schwanzes schwarzgrau, die Unterseite dagegen von der Kehle bis zum Unterleib von der hellen Carminfarbe der ersten Morgenröthe und des Nordlichts. Die gleiche Färbung haben die untere oder innere Seite der Flügel und der Haube, so dass der ruhig sitzend und von oben gesehen mövenartig graue Vogel ganz roth erscheint, wenn er sich aufrichtet oder auffliegt.

Der Schnabel ist, wie bei seinem schwarzen Landsmann, (*Psittacus Banksii*) dick aber auffallend kurz, so dass die obere Hälfte nur wenig übergreift, es fehlt ihm die lange Spitze der tropischen Arten und bei ruhender Stellung steckte er oft fast ganz in den Federn, wie bei den Eulen. Ein solcher Nussknacker ist wohl auf die kleinen aber harten Früchte der neuholländischen Bäume berechnet.

Die Haube liegt so dicht an, dass wir lange glaubten, einen glattköpfigen Papagei vor uns zu sehen, die Sitten waren dagegen ganz cacatuisch, beide Individuen waren viel lebhafter, beweglicher und possierlicher als ihre Nachbarn, zeigten mehr Begierde nach den Apfelschnitten und Lebkuchen, griffen rascher mit dem Schnabel zu und nahmen dann das Erhaltene in eine Pfote. Bei ihren Unterhaltungen begleiteten sie das Geschwätz mit dem den Cacatus eigenen Rechts- und Linksbiegen, Verlängern und Verkürzen des Halses und wurden sie lebhafter und lauter, so schlugen sie mit den Flügeln und richteten nicht nur die schöne rothe Haube empor, sondern gleichzeitig mit dieser auch alle andern Federn, so dass sie grösser und ganz kraus erschienen. Auch in der Liebhaberei, an Allem zu nagen, zeigten sie sich als wahre Cacatus, bald nagten sie am eigenen Käfig, bald an dem des Nachbars, bald an dem hinter ihnen hängenden Tuch; einen hölzernen Behälter würden sie in wenigen Tagen zerstören.

Neben den Papageien befand sich in einem kleinen Käfig ein sonderbares hier noch nie gesehenes Thier, dessen Ent-räthselung eine unserer ersten Aufgaben war.

Zuerst fiel uns seine Aehnlichkeit mit den Makis auf, die grossen dunkeln Augen, das weiche lockere Haar, der leise Gang bezeichneten es als Nachthier, es war aber lange nicht so gewandt, schien gar nicht springen zu können und zeigte

statt ihrer Schüchternheit völlige Sorglosigkeit. Am zweiten Tag hatte man es so hoch auf die andern Thiere hinaufgestellt, dass wir sehr wenig von ihm sehen konnten, hatte aber die Gefälligkeit, nach der Fütterung, wann sich das Gedränge verloren hatte, den Käfig auf die Stufe vor den zweiten Platz zu stellen, wo wir es bequem beobachten konnten. Nun fiel uns auf, dass Gestalt und Bewegungen ganz die eines Bären waren, aber eines Lilliputenbären von der Grösse eines Eichhorns; besonders lebhaft erinnerte es uns an den Freund Waschbär, dieselbe spitzige Schnautze, runde, abstehende Ohren, dieselben Zähne, Tatzen, Krallen, die Sohlen waren besonders an den Hinterfüssen breit, nackt, inkarnatfarbig, wie die Nase, die Krallen lang und spitzig, die Farbe der Haare beinahe überall gleich, zwischen rostgelb und isabellfarbig, auf der Oberseite mehr graulich, an der helleren Unterseite röthlich gelb. Der Schwanz ein wenig dunkler, braun und länger als der Körper, lag immer auf dem Boden, nur die Spitze war ein paar Zoll lang, oft auch weniger, einwärts eingerollt.

Endlich brachten wir heraus, es sei der Wickelbär (*Cercoleptes caudivolvulus Illiger*, *C. brachyotos* nach Martin, der ihn mit Brehmischem Scharfsinn in zwei Arten gespalten hat) aus Mexiko, Guiana und Neugranada. Humboldt, der ihn am Rio negro sah, nennt ihn ein merkwürdiges Gemisch von Bär, Hund, Affe und Zibeththier, er lasse gern mit sich spielen und habe ehemals zu den Hausthieren der Eingebornen von Neugranada gehört, denn die harmlosen Südamerikaner knüpften gegen die Sitte aller andern Wilden oft zur blosen Unterhaltung ein vertrauliches Verhältniss mit den sie umgebenden ebenso harmlosen Thieren an.

Man sagte mir, er sei schon zwei Jahre in der Menagerie, ganz zahm und fromm, fütterte ihn aber doch mit rohem Fleisch. Ich bemerkte bald, dass ihm Aepfel, Anisbrod und Lebkuchen lieber waren. Er nahm Alles, was ich ihm bot, durch das Gitter mit dem Maul, dann aber gleich in die Vorderpfoten, wie die Makis und verzehrte es mit schnellen Bewegungen der Kinnladen wie diese und die Eichhörnchen.

Den 22. Mai erhielt Herr Kreutzberg einen jungen Dachmarder und gab ihn dem Wickelbären zur Gesellschaft,

er war noch kleiner, aber wilder, heftiger, denn was ein Hacken werden will, krümmt sich bei Zeiten, entriss ihm schon Fleisch und Aepfel, liess letztere Anfangs liegen, am 1. Juni sah ich ihn aber auch solche verzehren, wie alle Papageien, alle Affen, alle Bären, Wiederkäuer, Elephanten und Kasuare; reine Fleischfresser waren nur die Katzen, die Lurche und die Pelikane.

Die meiste Tageszeit brachten die beiden Kameraden in sich gerollt und oft an einander geschmiegt mit Schlafen zu, gegen Abend sahen wir sie aber mit einander spielen, es war eine Miniaturwiederholung der Spiele des Waschbären mit dem Wolfe in Hüntgens Omnismus, der Wickelbär hatte neben dem kleinen Vortheil, ein wenig grösser zu sein, auch den, alle vier Füsse als Waffen brauchen zu können, er legte sich daher oft auf den Rücken, und stross und kratzte den Gegner ganz wie sein nordischer Landsmann. Der Marder kämpfte nur mit dem Gebiss, aber er war fast immer oben und fasste ihn ächt marderisch an der linken Seite des Halses, genau an der Stelle der *Carotis*, so dass ich die Leute warnte, der Marder dürfte nicht sechs Wochen im Käfig bleiben, ohne auf den Gedanken zu kommen, dass er nicht einen gleichberechtigten Bruder, sondern eine schwächere Beute vor sich habe.

Da der gute Wickelbär in dem niedrigen Käfig gar keine Gelegenheit zum Laufen und Klettern hatte, nahmen wir ihn heraus, um sein Benehmen im Freien zu beobachten. Er wollte den Schlupfwinkel nicht verlassen, und musste mit Gewalt durch das enge Thürchen herausgezogen werden, dann klammerte er sich flach an den Wärter an, und liess sich ruhig von ihm und mir streicheln. Ich berührte mit einem Finger das Ende seines Schweifes auf der inneren Seite, und obschon dieser ganz behaart ist, und zwar kurz- und glatthaarig wie bei den Meerkatzen, nicht weichhaarig wie bei den Makis, so fasste er doch den Finger ziemlich fest, ich machte den Wärter darauf aufmerksam, worauf es diesem gelang, ihm mit dem Wickelschwanz seinen Arm fassen zu lassen, so dass der Wickelbär daran frei in der Luft schwebend hing, wie sein Landsmann der Kapuzineraffe. Er kletterte mit dem Kopfe abwärts herab, wie der Rüsselbär und der Blauspecht und es wurde mir klar, dass er

dabei den Schwanz neben dem allgemeinen Gebrauch als Balancirstange nur noch als Aufhalter braucht, um sich nicht zu überstürzen, wozu ihm in dem lianenreichen Tropenlande selbst an den dicksten und glattesten Stämmen die Gelegenheit nicht fehlen wird.

Auf den Boden stieg er nicht freiwillig herab, als wir ihn hinsetzten, lief er ziemlich langsam und ungeschickt, es war mehr ein Kriechen mit ausgebreiteten Füßen, so dass der Bauch die Erde berührte, doch lief er gerade der Bretterwand zu und wäre unter die Balken geschlupft, wenn wir ihn nicht wieder aufgenommen hätten.

Der Wärter meinte er sei blind, auch benahm er sich so und schien, wie sein Vetter Rüsselbär, der auch für sehr blödsichtig gilt, den Weg und die dargebotene Speise mehr mit der Nase als mit den Augen zu suchen und zu finden. Ich brachte ihm die Finger bis dicht vor die Augen, ohne dass er es zu merken schien, auch sah ich die weite Pupille nie sich verkleinern wie bei den Katzen und Eulen, doch bemerkte ich nachher, dass er im Spiel mit dem Marder zuweilen blinzelte. Ich fragte, ob er nicht bei Nacht besser sehe? Sie glaubten es nicht, bemerkten aber, dass er allerdings bei Nacht viel lebhafter und unruhiger sei.

Ein grösseres Thier, welches ebenfalls Anfangs über den grossen Thierkästen sich befand, dann uns zu lieb herabgesetzt wurde, beschäftigte uns noch länger, bis Herr Prof. Krauss es näher untersuchte und fand, dass es genau der in seiner Naturgeschichte nach Müllers trefflichem Werk abgebildete *Musanga* (*Paradoxuras Musanga* Fr. Cuvier) aus Java sei.

Am 5. Juni Morgens wurde dieser Palmenmarder, wie ihn Oken nicht sehr glücklich nennt, da er nichts weniger als ein Marder ist, herausgenommen, gemessen, gezeichnet und beschrieben. Wie der Wickelbär sieht er bei Tag nicht gut, wollte durchaus nicht seinen Käfig verlassen, in welchem er in sich eingerollt und im Stroh vergraben, fast den ganzen Tag verschlief und musste mit Gewalt herausgezogen werden. Auch er klammerte sich fest an den Wärter an, blieb so ruhig hängen und liess sich streicheln. Auf den Boden gesetzt, kroch er langsam, leise, schleichend, die Füsse auswärts und den Bauch

auf der Erde, wie Schildkröten und neugeborene Hunde. Er ist ein tropisches Baum- und Nachtthier, wie der Wickelbär, daher so viele Aehnlichkeiten zwischen beiden, obschon fast ein ganzer Erddurchmesser ihre Wohnplätze trennt. Grösse und Gestalt sind ziemlich die eines Rüsselbären. Die Länge betrug von der Schnautze bis zur Schwanzwurzel 1' 8'', von da bis zur Schwanzspitze 1' 2'', also etwas weniger, als Horsfield sie fand (22'' und 18''), vielleicht hatte dieser englisches Maass, die Nase war schwarz und tief gespalten, die Sohle nackt, grau, die fünf Zehen an der Basis etwas durch eine Haut verbunden, mit scharfen, nicht zurückziehbaren hellen Krallen. Die Hauptfarbe der Haare an der Basis hellgrau gelblich, die stärkeren an der Spitze glänzend schwarz, so dass das Fell von der Seite gesehen ganz schwarz erschien, von Vornen gesehen aber schwarz und gelblich gemengt. Die ganze Schnautze, Ohren und Füsse waren schwarz, über den Rücken liefen, wie bei so vielen Katzen und Viverren, fünf schwarze Bänder oder Streifen, das mittlere gerade über dem Rückgrad ununterbrochen, die anderen als Längsreihen runder schwarzer Flecken. Der Schwanz war röthlichbraun ohne Ringe, aber gegen die Spitze zu immer dunkler, zuletzt kohlschwarz wie die Nase. Ueber die Augen zog sich ein breites helles Stirnband, das Gesicht war schwarzbraun, unter jedem Auge ein heller Flecken, ein anderer kleinerer heller Flecken auf jeder Seite der Nase, alle diese Flecken, Zeichnungen und Farbenübergänge verwischt, keine scharf begränzt.

Da diesem Thier „ein Rollschwanz, der indessen nicht zum Greifen eingerichtet ist“ zugeschrieben und angezeichnet wird, so war es mir sehr wichtig, über diese Rollschwänzigkeit ins Klare zu kommen, sie muss aber ein Missverständniss sein, im ruhenden Zustande, bei dem Klettern und Laufen blieb der Schwanz immer gerade ausgestreckt, ich fasste ihn oben, in der Mitte, am Ende, leichter, dann fester an, er wand und bog sich in einer leichten Schlangenlinie, wie bei den Katzen, welche im Gegensatz zu den Hunden beliebige Stellen des Schwanzes bewegen, aber zu einem Einrollen wie bei dem Wickelbär zeigte sich nicht die geringste Neigung, und Friedrich Cuvier's Benennung ist somit ganz fehlerhaft und unpassend, es hat

dieser Theil des Thiers gar nichts Paradoxes, als die über denselben aufgestellte Behauptung, dass er sich zwecklos einrolle.

Nachmittags galt es, die andere *Viverra* ins Reine zu bringen, welche ich bisher für eine Ginsterkatze (*V. Genetta L.*) gehalten hatte. Diese war ein ganz anderes Thier, wild, schlaue und listig rührte sie weder Aepfel, noch Anisbrod an, das Fleisch nicht eher, als bis die Gabel, mit welcher man es ihr reichte, wieder entfernt worden war. Von Herausnehmen war keine Rede und da sie sich immer im Hintergründe ihres in der Höhe befindlichen Behälters aufhielt, so bekam man sie fast gar nicht zu sehen. Ich stieg daher vor den zahlreichen Zuschauern eine Leiter hinauf und schrieb mir folgende Bemerkungen auf: Die Grundfarbe ist aschgrau, wie gewöhnlich an der Unterseite bleicher, über dem Rücken zieht sich ein schwarzes Band, ihm gleichlaufend ziehen auf jeder Seite sieben Reihen runder, kleiner, schwarzer Flecken, die obersten sehr deutlich, gegen den Bauch zu immer bleicher, die letzte Reihe kaum noch erkennbar. Die Ohren sind rund, kürzer als bei den Katzen, auf der äussern Seite unten schwarz, vor jedem Ohr ein schwarzer Strich. Am Halse ein starkes, schwarzes Halsband quer über die Brust, wie bei fast allen gefleckten Katzenarten, darunter ein zweites. Nase und Füsse schwarz, letztere glänzend glatthaarig, vier Zehen mit kurzen hellen Krallen, der Daumen als fünfter Zehen kleiner, höher, verborgen, der Schwanz kürzer als der Leib, zugespitzt, siebenmal gelblich grau und schwarz geringelt, die Spitze schwarz wie die Nase. Das Thier steht zwischen Katzen und Mardern, den ersteren näher, ist so lang wie eine Hauskatze, aber nicht so hoch. Wir glaubten nun Herrn Kreutzberg, welcher es für eine junge Zibethkatze (*Viverra Zibetha L.*) aus Aegypten erklärte, obschon ich keinen Zibethgeruch wahrnehmen konnte. *)

Ein Waschbär (*Procyon Lotor Storr*) befand sich ebenfalls in der Höhe über den andern Thierkästen, einsam ausser

*) Nach den authentischen Berichtigungen des Münchner Recensenten (Allgem. Zeitung, Aug. 1850, Seite 3619) wären diese beiden Thiere die Zibethkatzen des hinterindischen Festlandes (*Viverra Tangelunga Gray*) und die *Genetta*.

Action und fast auch ausserhalb des Gesichtskreises, er schlief daher fast den ganzen Tag mitten in dem grössten Lärmen ungestört im Hintergrunde seiner Wohnung und gab uns ausser dieser Nachthiereigenschaft keine Gelegenheit, den in früheren Menagerien gemachten Beobachtungen etwas Neues anzureihen.

Beinahe dasselbe, wie von diesem Nordamerikaner, kann man von seinem Halblandsmann Rüsselbär (*Nasua socialis Neuwied*) aus Südamerika sagen. Nur einmal sah ich ihn, als der *Lapondre* naseweise an den Thierbehältern herumkletterte und die andern Thiere neckte, mit der grössten Unerschrockenheit den viel grösseren Affen angreifen und so heftig in eine Hand beissen, dass das Blut heruntertropfte, der *Lapondre* sprang erschrocken weg, betrachtete ruhig seine Wunde und mied fortan bei seinen Spaziergängen den gefährlichen Käfig.

Unten begann die gegen neunzig Fuss lange Reihe der grossen Thierbehälter mit dem geräumigen Stalle eines männlichen Lama (*Auchenia Lama Illiger*). Es war ein schönes grosses Thier, in Antwerpen geboren, dunkel rothbraun, der Kopf schwarz, darunter ein breiter weisser Ring, offenbar Farben eines Hausthiers, denen unserer Ochsen entsprechend. Es verhielt sich sehr ruhig und streckte nur zuweilen den langen Hals zum Gitter heraus, die benachbarten Affen erschracken darüber, doch lange nicht so sehr, wie bei dem Anblick der Schlangen. Nur einmal hörte ich von ihm einen leisen hohen Ton, oft wiederholt, eine Art Winseln, vielleicht nach Futter, welches in frischem Grase bestand.

Am vorletzten Tage seines Aufenthalts in Stuttgart kaufte Herr Kreutzberg das einzige von einem misslungenen Versuche der Einführung zu ökonomischen Zwecken hier noch übriggebliebene weibliche Lama, eine geborene Ludwigsburgerin, hell isabellfarbig, etwas kleiner, still und fromm. Sie unterschied sich von dem Männchen vorzüglich durch die viel längere Behaarung, man sagte uns aber, dass Letzteres vor einigen Wochen geschoren worden sei.

Ihr Vater war unmittelbar aus Chile gekommen, vor zwei Jahren aber getödtet und für unser Naturalienkabinet ausgebälgt worden, weil er nach und nach so bös wurde, dass es zuletzt

lebensgefährlich wurde, sich ihm zu nahen. Unsere Naturforschergesellschaft wollte ihre Kenntnisse in gastronomischer Richtung durch eine Mahlzeit mit gesottenem und gebratenem Lamafleisch erweitern, unterliess es jedoch, als eine Menge Blasenwürmer in solchem entdeckt wurde.

Auch Kreutzbergs zahmeres Lama wurde Anfangs wild, als man die neue Kamerädin zu ihm brachte, wollte sie nicht hereinlassen und schlug nach ihr aus. Es liess sich jedoch wieder besänftigen und als ich es den folgenden Tag sah, war es so ruhig wie früher. Indessen hatte es sich, wie in allen Behältern der stärkere Bewohner, die Vorderseite vorbehalten und sie musste schüchtern im Hintergrunde stehen. In liegender Stellung sah ich beide nie.

Dreizehn Affen aus allen drei sie nährenden Welttheilen folgten auf das Lama, das benachbarte Afrika hatte seinen einzigen bis nach Gibraltar verbreiteten Nordafrikaner, den Magot (*Inuus Sylvanus Wagner*), den seltenen Husarenaffen (*Cercopithecus Cephus Desmarest*) aus Guinea und vom äussersten Süden den schwarzen Pavian (*Cynocephalus ursinus Wagner*) gesandt, Asien war durch einen jungen grünen Hutaffen (*Inuus radiatus Wagner, Bonnet chinois Buffon*) aus Ostindien, vier Lapondre (*Inuus nemestrinus Geoffroy*) aus Sumatra und zwei Makakos (*Inuus Cynomolgus Wagner*) aus Java, jetzt die häufigsten Affen der Menagerien, vertreten, und Südamerika hatte seine sanfteren schwächeren Mitglieder der vielgestaltigen tropischen Familie, zwei Kapuziner (*Cebus Apella Desmarest*) und einen Titi (*Hapale Jacchus Illiger*) geliefert. Diese Affen bildeten als die unruhigsten und muthwilligsten Mitglieder der Gesellschaft die Hauptunterhaltung der Zuschauer während der Zeit, dass nicht erklärt oder gearbeitet wurde, boten aber auch manche Gelegenheit zu tiefer gehenden Beobachtungen an, da sie nicht nur mannigfach vertheilt waren, einzeln, in Gesellschaft und frei, sondern einige davon zuweilen oft auch ihren Wohnplatz wechseln mussten und dadurch in neue Verhältnisse kamen. Im Allgemeinen waren die Asiaten die boshaftesten und unartigsten, die Amerikaner die friedlichsten und schüchternsten.

Vor der Hauptfütterung erhielten alle Milch, tranken aber lange nicht so reinlich wie die Katzen, sondern steckten Kinn und Mund hinein, der kleinere Kapuziner färbte sich das ganze Gesicht weiss und leckte dann die von Brust und Arm heruntertriefende Milch auf, der junge Lapondre langte nach der Milchschüssel des über dem seinigen stehenden Käfigs, ohne sie sehen zu können, warf sie um und fing dann mit dem Mund den Milchregen auf, der alte Lapondre verschüttete ebenso die Schüssel des neben ihm wohnenden Stachelschweins, aber aus bloser Bosheit, da er nichts davon bekam. Hiebei entdeckte ich im Trinken einen Zug der in Betreff des Essens völlig fehlenden Verträglichkeit. Der Hutaffe trank die Milch ganz ruhig mit dem kleineren Kapuziner aus einer Schüssel, man glaubte zwei junge Katzen zu sehen.

Alle Affen nahmen Monatrettige an, nagten auch ein wenig daran, assen sie aber nur dann ganz auf, wenn sie nichts Besseres hatten; ein Kapuziner versuchte wiederholt, den seinigen aufzuklopfen, der Magot nahm ihm aber alle weg, auch wenn er sie nicht selber essen wollte.

Dieser grelle Egoismus erstreckt sich bis auf das Verhältniss der Mutter zum Kinde. Wenn Rengger die Beobachtung machte, dass eine mitten unter Pomeranzen sitzende Mutter nicht duldet, dass ihr Säugling etwas davon genieße, so liesse sich dieses dadurch erklären, dass sie dasselbe auf die Muttermilch beschränken wollte, hier liess aber die alte Laponderin auch ihrer längst entwöhnten Tochter nichts. Ich gab jeder einen Apfelschnitt, die Mutter nahm der Tochter den ihrigen weg und hielt ihn mit den Hinterhänden, bis sie den eigenen in die Backentaschen gebracht hatte. Bei der Kartoffelaustheilung nahm sie alle vier Hände und beide Backentaschen voll, ohne je zu dulden, dass man der jüngeren etwas gebe, sie liess dann ihre eigene Beute fallen um der Tochter die ihrige zu entreissen. Warf ich der schüchtern und angstvoll im Hintergrunde sitzenden etwas hinter dem Rücken der Alten zu, so wurde sie von dieser unbarmherzig gezerrt und gebissen, selbst, wenn sie den Apfel gar nicht berührt hatte, den die Alte nun nahm und behaglich verzehrte. Die Zuschauer waren ganz empört darüber und ver-

langten, dass man sie trennen solle, der Wärter aber, dass man beiden nichts gebe.

Am folgenden Tag überzeugte sich auch der Wärter, dass die Tochter verhungern müsse, wenn man sie bei der Mutter lasse, die letztere wurde daher herausgenommen und draussen an einen Riemen gebunden. Die Tochter nahm die Gelegenheit wahr und entschlüpfte aus dem geöffneten Behälter während man mit der widerstrebenden Alten beschäftigt war. Man verfolgte nun die Tochter und fing sie unter den Rädern der Fourgons, unterdessen fieng die Alte oben Händel mit ihren neuen Nachbarn an und wurde von einem Makako tüchtig in die Hand gebissen. Darüber entstand ein allgemeiner Aufruhr, die schwächeren Affen geriethen in Angst, die stärkeren in Zorn, die Papageien schrien alle mit, es war ein Concert, wie es Humboldt in den Urwäldern am Orinoko schildert. Die Laponderin besah aufmersam ihre Hand, wischte sie ab, rieb sie im Staub und der Makako machte ein höhnisch spottendes Gesicht dazu.

Wie die junge Laponderin von der alten, so wurde der gutmüthige possirliche Husarenaffe von seinen Stubenkameraden, dem Hutaffen und einem Lapondre mishandelt, in den Hintergrund gedrängt, angefahren und gebissen, wenn man ihm etwas zukommen zu lassen versuchte; er äusserte dann seinen Unmuth durch heftiges rasches Hüpfen mit den Vorderfüssen, man versetzte ihn daher in einen andern Käfig. Bei der Oeffnung des Käfigs hiezu zeigten seine drei Bewohner grosse Furcht, alle benachbarten Affen grosse Neugierde, die letzteren bemühten sich auf alle Art, zu sehen, was es gäbe, gerade wie es die Menschen in den Strassen der Städte bei einer Schlägerei oder Verhaftung machen.

Der gute Husar bekam nun sogleich von uns Aepfel und der Hutaffe bezeugte uns durch Affenpantomimen seinen Aerger hierüber. Diese sind in erster Stufe ein höhnisch spottendes Gesicht, wobei Paviane und Lapondres sich zuweilen umdrehen und den Hintern zeigen, erstere auch wie der Mandrill den Kopf verneinend rechts und links beugen. In zweiter Stufe folgt ein rasches Vorwärtsstossen des Kopfes mit starrem Blick und kurzem rauhem Laut, wie bei dem Ausfallen eines Duellanten und dieser

Bewegung folgt auch immer ein Angriff, wenn Gitter oder Kette ihn nicht unmöglich machen. Der Hutaffe machte eine solche Pantomime gegen einen Zuschauer, der ihm einen Apfelschnitt reichte, und dieser war so gutmüthig, sie für ein Zeichen der Dankbarkeit zu halten; er hatte aber wahrscheinlich unwillkürlich zurückgezuckt, als der Affe zugriff, oder gelacht, der Affe daher geglaubt man wolle ihn necken und er verdanke die Beute nicht freundlicher Güte sondern der eigenen Gewandtheit, das Auslachen aber können die Affen, wie bornirte Menschen, durchaus nicht ertragen.

Bei der dritten Stufe zieht der Affe die Lippen zurück, zeigt die Zähne und klappert oft lange ununterbrochen mit denselben, diese Pantomime, welche der junge Magot oft zeigte, ist mehr Ausdruck des Zorns und der Angst wenn der Affe nicht angreifen kann oder es zu unterlassen für rathsam hält. Die vierte und letzte Stufe endlich ist ein lautes durchdringendes Geschrei in den höchsten Noten der Tonleiter, diese findet während des Kampfes statt, besonders bei dem unterliegenden Theil. Der junge Magot schrie auch zuweilen wie ein Kind, mit weinerlichem Gesichte, wenn er etwas haben wollte.

Der Husar wollte nun seine eigenthümliche hüpfende Bewegung, welche bei ihm, wie bei den Sicilianerinnen, eben sowohl Ausdruck des Zorns, wie der Begierde und der Freude ist, in der neuen Wohnung üben, stiess aber dabei immer oben an und liess daher bald davon ab. Seine Freude währte indessen nicht lange, schon den folgenden Tag gab man ihn der so schwer mishandelten jungen Laponderin statt ihrer Mutter zur Gesellschaft, der kleine Fratz übernahm nun sogleich als stärkerer die Rolle der Mutter und stiess und biss den armen Husaren so arg, dass dieser wieder durchaus nichts mehr anzurühren wagte, was man ihm auch zuwerfen mochte.

Man hat in unserer spaltungsreichen Zeit auch den Kapuzineraffen in elf Arten gespalten, von den zwei Kreutzbergischen war das kleinere, ein junges Männchen, an der ganzen Unterseite rothgelb, den Kopf zierte eine hohe, schwarzbraune Perücke, darunter über den Augen ein helles Band, das nackte Gesicht ziemlich dunkel. Der grössere war gleichfarbiger, die

Unterseite nur das verbleichte Nussbraun der Oberseite, das nackte Gesicht heller, ohne Band über den Augen. Füsse und Schwanz waren bei beiden dunkelbraun, in schwarz endigend. Hiernach wäre der kleinere *Cebus xanthosternos Neuwied*, der grössere *Cebus griseus Fischer*.

Es ist Schade, dass die zu einfache und beschränkte Einrichtung der Käfige diesen Kapuzinern nicht gestattete, die ganze Leichtigkeit und Sicherheit, mit der sie den Schwanz bei dem Klettern als fünfte Hand gebrauchen, zu zeigen. Er übertrifft noch die andern vier Hände an Kraft zum Festhalten, da seine anziehenden Muskeln weit stärker sind, als die ausstreckenden und kann den ganzen Körper auch bei der stärksten Schwingung an einem Zweige festhalten.

Ich sah einst in der ehemaligen königlichen Menagerie den Belzebug (*Ateles Belzebuth Geoffroy*) an einem grossen Raum zwischen zahlreichen wagerechten Stäben auf und absteigen, was einen wunderlichen Anblick gewährte. Schon die ersten Entdecker Amerikas erwähnen der zahlreichen tropischen Waldthiere mit Wickelschwänzen, seiner Affen, Ameisenbären, *Capromis*, *Hystrix prehensilis* und zahlreichen Beutelthieren als einer Hauptmerkwürdigkeit der neuen Welt, während die Portugiesen und Holländer von den fliegenden Hunden und Katzen, *Galeopithecus*, *Petaurus*, und den fliegenden Eidechsen des indischen Archipels erzählten und man glaubte lange einen absoluten Gegensatz der beiden Welttheile darin zu finden, bis man auch in Nordamerika den Fallschirm am fliegenden Eichhorn und in neuester Zeit dagegen in Ostasien die *Balantien*, den *Artictis*, vielleicht auch *Gymnura* als Wickelschwanzthiere entdeckte, wodurch dieser Gegensatz zu einem blos relativen wurde.

Der kleine Titi (*Hapale Jacchus Illig.*) befand sich einsam und wohlverwahrt in einem Kästchen mit Sitz und Treppe, vorn durch ein Glas verschlossen, verhielt sich sehr ruhig und zeigte nur zuweilen die schönen weissen Zahnreihen.

Der schwarze Pavian, sonst als furchtbar wild geschildert, befand sich frei mitten unter den Zuschauern, nur an eine Schnur gebunden, liess sich ruhig streicheln und der Wärter hetzte ihn ganz ohne Erfolg auf einen Zuschauer. Er schien

aber sehr krank zu sein und zitterte stark mit der Hand, wenn wir ihm etwas reichten, doch verzehrte er noch eine geschälte Pomeranze mit ziemlichem Behagen. Der Laponderin sah ich einmal lange zu, wie sie, an eine Stange gebunden, sich vergeblich abmühte, den verwickelten Strick los zu machen und endlich nach vielen Versuchen darauf resignirte. Sie hätte es ganz leicht thun können, wenn sie sich um die Stange herumgeschwungen hätte, so gescheut aber auch die Affen sind, so reicht ihr Verstand doch nicht so weit, einen Knopf oder eine Schnalle aufzumachen, sie zerren nur und machen dadurch das Uebel ärger.

Montags den 27. Mai fanden wir die Gesellschaft durch zwei Abyssinier vermehrt, Herr Kreutzberg hatte dem Baron von Müller einen sehr schönen braunen Pavian (*Cynocephalus Sphinx Desm.*) den rechten *Babbiuno* der Italiener, und die seltene rothe Meerkatze (*Cercopithecus pyrrhonotus Ehsenberg*) abgekauft und mit dem capischen Pavian in einen Käfig gethan. Alle drei vertrugen sich vortrefflich, der schlanke Rothkopf schüchtern, die beiden andern mit dem den Pavianen eigenen gravitatischen Ernst.

Anders am Mittwoch den 29. Mai. Der schwarze Pavian war als Kranker in den Gasthof gebracht worden, das alte Lapondremännchen nahm nun seine Stelle ein und wollte die rothe Meerkatze beißen und misshandeln. Hero, so hiess die Sphinx, nahm aber ihre Landsmännin und Schicksalsgefährtin kräftig in Schutz. Sie benahm sich dabei mit grosser Mässigung, die Meerkatze hielt sich, wie bei Kinderspielen, immer dicht hinter ihr, sie wies dem unverschämten Lapondre nur die scharfen Zähne, ohne solche anzuwenden. Jetzt kam aber Frau Laponderin von aussen ans Gitter, hetzte und stupfte den Herrn Gemahl auf, suchte ihm zu helfen und veranlasste so heftige Händel, dass die Wärter einschreiten und die Streiter trennen mussten.

Am 1. Juni sollte Hero, welche nun wie früher bei Herrn Baron von Müller im Freien angebunden wurde, Abends wieder in ihren Behälter, eine Art grossen Gänsestall, hineingehen, im Gegensatz zu Hartmanns sehnsüchtig darnach verlangenden

Makis weigerte sie sich aber entschieden, es zu thun und widerstand allen Versuchen zweier Wärter, sie hineinzubringen. Der eine holte endlich eine Peitsche, je heftiger aber die Hiebe fielen, je heftiger wurde auch sie, endlich riss sie den schweren Kasten um, an dem sie angebunden war, schleppte ihn mit sich fort und verfolgte die beiden Wärter bis sie sich zum Zelte hinaus flüchteten. Nun kam ein dritter, auf den sie gleich zugeing, ihm schmeichelte und liebte, dass er ihr helfen solle, es war einer jener raschen Uebergänge vom Zorn zur Freundlichkeit, wie wir sie an Pavianen so oft bemerkt hatten. Dieser gab ihr gute Worte, unterhielt sich mit ihr, bis die andern den aus den Fugen gerissenen Stall wieder zurecht gezimmert hatten und versuchte dann, sie durch freundliches Zureden hineinzubringen, jedoch vergebens, endlich gelang es ihm durch List. Der Strick mit dem sie am Halsband festgebunden war, wurde inwendig hinter den Gitterstäben durchgezogen, dann vornen immer stärker angespannt, wodurch sie nach und nach wider ihren Willen zwar, doch nur mit passivem Widerstande, so weit hineinkam, dass die Stäbe des Eingangs eingesteckt und dieser geschlossen werden konnte, worauf sie sich ruhig in ihr Schicksal fügte.

Mitten unter den Affen befanden sich in zwei geräumigen übereinandergestellten Behältern fünf Maki oder Halbaffen (*Lemur Mongoz L.*) aus Madagascar. Man hat auch diese gute Linné'sche Art in ein ganzes Duzend neue Halbarten zerspalten, von welchen wir zwei vor uns sahen; die drei Bewohner des untern Behälters waren nämlich der Hartmann'sche Brillenmaki (*Lemur nigrifrons Geoffroy*. Jahreshefte 1847 S. 89), die beiden oberen zeigten dagegen bei gleicher Grösse, Gestalt, Benehmen, ja selbst bei gleicher Zeichnung einige Verschiedenheit in der Färbung; die schwarze Brille ist nämlich hier kaum dunkler, als der Scheitel und wird um so leichter übersehen, als dagegen alles, was bei dem Brillenmaki weiss ist, hier fuchsroth, nämlich die Kehle und von ihr heraufgehend ein Band an jeder Seite über die untere Kinnlade bis an das Ohr, wo dieses Band bei dem einen dieser beiden Makis endete, während es bei dem andern, freilich sehr verwischt und undeutlich, weiter

über die Stirne von einem Ohre zum andern zog. Auch die übrige Behaarung ist nirgends so rein grau, wie an dem Vordertheil des Brillenmaki und so besteht das Unterscheidende dieses Halsbandmakis (*Lemur collaris Geoffroy*) lediglich in einer Steigerung der rothbraunen Farbe auf Kosten der weissen und schwarzen.

Als Nachtthiere schliefen sie viel bei Tag, waren aber durch die häufigen Störungen schon ziemlich an Tagwachen gewöhnt worden und konnten für halbe Tagthiere gelten, wie so viele Menschen aus den höheren Ständen, besonders in England und Italien, für halbe Nachtthiere. Bei kühlem Wetter sassen sie so dicht beisammen, dass die unteren ein einziges dreiköpfiges Thier schienen, dagegen sah ich sie nie den Schwanz wie eine Boa um den Hals schlingen, auch waren sie munterer und weniger scheu, als der Hartmann'sche, weil gesund, nicht allein und in günstiger Jahreszeit. Indessen liessen sie sich auch nicht anrühren und fuhren erschrocken mit einem raschen Sprunge zurück, wenn wir es versuchten. Zuweilen sprang einer leicht und leise die Wand hinauf und hielt sich oben fest.

Da sie mit dem Kopfe nicht durch das Gitter konnten, so nahmen sie alles, was ich vor dasselbe hielt, mit den weichen Händen und brachten es dann in den Mund, steckte ich es aber durch das Gitter, so nahmen sie es mit dem Munde und erst aus diesem in die Hände, das erstere geschieht also nur nothgedrungen, Aepfelschnitte nahmen sie sehr begierig, Lebkuchen anfangs misstrauisch, dann aber eben so gerne, ebenso Zuckerbrod. Zuweilen hörte man von ihnen einen nicht lauten Ton, bald heller, bald tiefer, wie ein kurz abgebrochenes Knurren eines Spinnrades oder einer schwachen Rätsche.

Von den drei unteren war einer viel herzhafter als die beiden andern, kam immer zuerst ans Gitter und langte unbedenklich zu, während die andern aus Furcht vor den benachbarten Affen sehr vorsichtig waren und sich kaum auf Augenblicke mit der Hand vor das Gitter wagten, ja ich sah ihn einmal, als die nasenweise Laponderin an seinem Käfig herabkletterte, sie fest am kurzen Schweife fassen. Bekam indessen dieser

Vormann zum Lohn seines Muthes auch immer den ersten Bissen, so verzehrte er ihn in Ruhe und liess den andern ganz gegen die Sitte der Affen auch etwas zukommen. Es war mir daher merkwürdig, dieses friedliche zutrauliche Verhältniss am 27. Mai durch den Magot gestört zu sehen, den man in ihren Käfig versetzt hatte. Der junge Afrikaner tyrannisirte sie wie die schwächeren Thiere seiner Gattung und sie verhielten sich wie diese, nur noch ängstlicher. Er nahm die vordere Hälfte des Käfigs in Besitz, sie sassen scheu im Hintergrunde. Anfangs gelang es mir, ihnen etwas zuzuwerfen, sie liessen es aber gleich fallen und sprangen erschrocken davon, wenn er nach ihnen umseh, später geriethen sie schon in Angst und Furcht wenn ich ihnen nur einen Apfelschnitt zeigte. Die Milch dagegen liess der Affe den beherzteren Maki ruhig mittrinken, später, nachdem er sich sattgetrunken, setzte sich Herr Magot auf die Stange, nun kamen auch die beiden andern Makis zur Schüssel und tranken, aber schüchtern, oft nach ihm schauend und mehr als einmal von ihm zur bloßen Unterhaltung geneckt und verjagt.

Unter dem Rüsselbären befand sich ein grosses Stachelschwein (*Hystrix cristata* L.) ein sonderbares, über ganz Afrika verbreitetes, vielleicht durch die Sarazenen nach Südeuropa, wo es zu Plinius Zeiten noch fehlte, herübergekommenes Thier. Es ist gegen meine allgemeine Regel der gleichfarbigen Enden vornen ganz dunkelgrau, dann tritt an den braunen Stacheln die weisse Farbe als Ringe auf und nimmt nach hinten immer zu, bis der Schwanz ganz weiss wird. Es schlief fast immer, wurde aber bei jeder Explication aufgestupft, um seinen furchtbaren Zorn zu zeigen. Der erste Grad war ein Gerassel mit den starr emporgerichteten Rückenstacheln, stärker gereizt klapperte es mit den dicken, hohlen, an der Spitze abgestumpften Schwanzstacheln, welche der Erklärer treffend der Klapper der Klapperschlange verglich und als dritter Grad wurde mit einem Hinterfusse gestampft, wie die Hasen trommeln. Bei dem heftigen Rasseln mag hie und da ein Stachel ausfallen, was hier übrigens nie geschah, und die Sage von dem Abschliessen der Stacheln als Pfeile veranlasst haben, die ganze Pantomime ist mehr Ausdruck der Angst als Drohung, in Worte übersetzt ein unmuthiges

„Lass mich gehen“, wirkte indessen auf die Laponderin, die erschrocken zurückfuhr, als sie an seinem Käfig herabkletternd mit Gerassel empfangen wurde.

Ein besseres Mittel, es wach zu erhalten, war, ihm etwas zu geben, es frass gern Kartoffeln, Aepfel, Lebkuchen, eine Nuss nahm es zwischen die Vorderpfoten und nagte sie schnell wie ein Eichhörnchen auf.

Der von mir als Seltenheit erwähnte neuholländische Casuar (*Casuarus novae Hollandicae* L. Jahreshefte 1847 S. 120.) befand sich jetzt mit zwei Kameraden hier, einer dieser drei Riesenvögel stand frei in einem Verschlag am Ende des zweiten Platzes, die beiden andern hatten jeder seinen eigenen Käfig. Sie verhielten sich sehr ruhig, sassen häufig auf dem ganzen Lauf (*Tarsus*) wie manche Taucher und viele junge Vögel im Nest und legten den zurückgebogenen Hals weit in die Furche der gescheitelten Federn zurück, so dass der Kopf in der Mitte des Rumpfes auf einem kurzen Halse zu stehen schien.

Zwei andere Behälter enthielten indische Casuare (*Casuarus indicus Cuvier*) von den Sundainseln, kohlschwarz, der Hals nackt und blau wie bei den Truthühnern, mit zwei rothen Fleischlappen am Nacken und einem hornartigen schwarzbraunen Helm auf dem Kopfe, an den Flügeln fünf schwarze Federschafte ohne Fahnen, wie von Fischbein. Dieser von den Holländern schon bei ihren ersten Reisen nach Europa gebrachte wohlbekanntere Vogel ist etwas weniger hoch, als der neuholländische Casuar, kommt ihm aber an Masse und Stärke gleich. Der eine war schon alt, hatte keine Lappen am Hals und einen lahmen Fuss, man hatte ihn früher als ein friedliches Thier frei in der Bude herumlaufen lassen, da griff ihn ein englischer Bullenbeisser an, riss ihm den Lappen ab und biss ihn in den Fuss, er aber versetzte dem Hunde, wie ein Pferd ausschlagend, so starke Schläge, dass es diesem das Leben kostete.

Den jungen Casuar, der, obgleich beinahe eben so gross, einen noch sehr niedrigen Helm und einen schwächer gefärbten Hals hatte, sah ich trinken, er steckte den Schnabel ins Wasser suchte einen Theil davon aufzuschaukeln und hob dann den Kopf in die Höhe, um zu schlucken, wobei ein Theil wieder

auslief, so dass er den Schnabel nicht wasserdicht schliessen zu können scheint; dieses wiederholte er mehr als zehnmal hintereinander.

Nachbarn der Casuare waren zwei zierliche Pfauenkraniche (*Grus pavonina Cuvier*) aus dem westlichen tropischen Afrika, kohlschwarz mit weissen Schwungfedern wie umgekehrte Störche, die nackten Wangen weiss mit einem rosenrothen Lappen, Scheitel und Stirne sammetschwarz, wie ausgepolstert, der schwarze Schnabel auffallend kurz, auf dem Hinterhaupte ein Büschel goldener Strahlen, etwas beweglich, den sie jedoch so wenig als der Pfau ganz niederlegen können und der ihnen auch die Namen Kronenreihler und Königsvogel verschafft hat. Sie stammen aus dem Schlossgarten des Königs der Niederlande im Haag, wo sie früher frei herumliefen.

Beide liessen zuweilen den knurrenden kurzen Ton hören, welcher den Kranichen den Namen *Grus* verschafft hat, auch standen sie, wie diese, fast immer nur auf einem Fusse, selbst während des Fressens. Bei diesem sah ich den einen mit dem grossen Kopfbusch den ganzen Raum der Schüssel einnehmen, der andere wartete indessen geduldig und pickte ihn nur zuweilen sanft am Nacken. Ein andermal wurde einer durch Zuschauer zum Zorn gereizt, er stellte auch den andern Fuss auf den Boden, breitete die grossen Flügel aus und sträubte die langen schmalen Federn des schlanken Halses, dass dieser so dick wie bei dem Haushahn und noch viel struppiger wurde; man sah wohl, der zierliche Vogel that sein Aeusserstes, um furchtbar zu erscheinen, wohl auch den Leib durch die abstehenden Federn zu schützen.

Der letzte Vogel, ein rother Geier (*Vultur fulvus L.*) aus Aegypten bot keinen Stoff zu neuen Bemerkungen, da er nicht wie der Hüntgen'sche (Jahreshefte 1850 S. 95) durch Collisionen mit andern Thieren oder wie in der Freiheit durch Nahrungssorgen in seiner trägen Ruhe gestört wurde. Er sass fast unbeweglich auf seiner Stange, streckte zuweilen zur Erholung, gleichsam statt des Gähnens, die Flügel soweit aus, als der Behälter es gestattete, hüpfte nur unmittelbar vor der Fütterung unruhig im Käfig herum, wobei er immer einige Federn

verlor, fiel mit grosser Heftigkeit über das Fleisch her, zerriss es mit dem starken Schnabel, schluckte die grossen Bissen hinunter und überliess sich dann wieder der Ruhe und dem Schlaf bis zur nächsten Fütterung.

Das Centrum der Thierreihe nahmen neun Katzen ein, die wir, freilich etwas unsystematisch, in nichtarbeitende und arbeitende eintheilen wollen. Zu den nichtarbeitenden, bestimmt, durch ihr bloßes Dasein die Besucher zu unterhalten, gehörte zuerst der Nachbar der Pfauenkraniche, ein alter männlicher Löwe; dieser hatte längere Zeit an einem eisernen Halsband und Kette im Audienzzimmer Mehemed Ali's gelebt und wurde durch dessen Nachfolger an Hartmann verkauft der ihn bis Leipzig brachte, wo ihn Herr Kreuzberg von ihm erhielt. Er soll schon zu alt und zu bequem sein, um viel mit sich anfangen zu lassen, hatte aber doch eine grosse Freude an seinem Herrn, liess sich gerne von ihm streicheln und tätscheln und erwiderte möglichst seine Liebkosungen, indem er bald wie eine Katze den Backen an seine Hand rieb, bald wie ein Pudel sich auf den Rücken legte. Man sah ihn meistens liegen und nur vor der Fütterung unruhig auf und ab gehen; auch bei den andern Haarthieren machte ich die Bemerkung, dass sie im Sommer viel ruhiger sind als im Winter, wo das beständige rasche auf- und abwandeln oder sich schaukeln wohl nur den Zweck hat, sich zu erwärmen, die Vögel hüllen sich umgekehrt bei kaltem Wetter ruhend in ihre Federn ein und sind im Sommer am lebhaftesten, wo der Flügelschlag sie eher kühlt als erhitzt.

Eine schöne Tigerbuschkatze (*Felis Serval* L.) war der alte Schreyer'sche Bekannte (Jahreshefte 1847 S. 116). In einem Käfig über dem ihrigen hielt sich aber eine kleinere Katze auf, die mir ganz unbekannt war und blieb, in der Menagerie wurde sie als Ozelot explicirt, (*Felis pardalis* L.) wich aber bedeutend von dem Schreyer'schen (Jahreshefte 1847 S. 117) ab und näherte sich noch mehr unserer europäischen wilden Katze; sie war nur wenig grösser als diese und hatte die gleichen schwarzen Linien über Kopf, Nacken und Rücken, ähnliche Fleckenreihen an der Seite, aber alles lebhafter und schärfer, die Nase dunkel, die Rückenseite der Ohren schwarz

mit einem hellen Flecken in der Mitte, eine Zeichnung die bei allen Katzen dieser Menagerie vorkam, nur mit verschiedener Ausbreitung und Stärke der beiden Farben; fast eben so beständig ist das schwarze nach unten convexe Band über der Brust. Als ich auf einer Leiter zu ihrem Käfig hinaufstieg, langte sie mit einer Pfote heraus und spielte mit dem Bleistift, schien auch ziemlich zahm, blieb aber immer in einer solchen Stellung, dass man sie nur von vornen sehen konnte und war zu keiner Wendung zu bringen. Nur soviel brachte ich heraus dass sie eine zur Gruppe unserer Hauskatze gehörende Bewohnerin des alten Kontinents sei. *)

Der vierte Nichtarbeiter wurde als Jaguar oder brasilianischer Tiger (*Felis Onza L.*) explicirt, was er auch möglicher Weise sein könnte; er glich zwar völlig einem grossen Panther, hatte aber wirklich wenigstens in einigen Fleckenringen einen kleineren schwarzen Flecken im Mittelpunkt, was für ihn charakteristisch sein soll und eine schwarze Nase, während die des Panthers und der beiden Leoparden hellröthlich war.

Unter den arbeitenden Katzen war die merkwürdigste ein Löwentiger von der vollen Grösse und Gestalt eines bengalischen Tigers, die Grundfarbe zwischen der hellgelben des Tigers und der fahlen des Löwen die Mitte haltend, die Zeichnung völlig die des Tieggers, aber verbleicht, wie bei den jungen *Cuquars*, nur am Kopf und am Ende des Schweifs, wo auch die Löwen schwarz sind, ganz schwarz, besonders die Linien über der Stirne und die allgemeine Katzenzeichnung der Ohren, ein schwarzer Flecken an jeder Seite der Unterlippe und über jeder Kralle. Von einer Mähne keine Spur, das Thier war also mehr Tiger als Löwe. Es stammt aus der van Aken'schen Menagerie, worüber Herr Kreutzberg mir Folgendes mittheilte: van Aken hatte einen afrikanischen Löwen und eine bengalische Tigerin an einander gewöhnt, indem er sie den Tag über beisammen liess, des Nachts aber trennte. Die Tigerin warf Junge, es gelang aber nicht, sie aufzuziehen, alle starben bald an

*) Sie wurde später in München als senegambische Wildkatze (*Felis Senegalensis Lesson, neglecta Gray*) bestimmt.

Krämpfen, man verdoppelte im nächsten Jahre die Sorgfalt, aber umsonst, man brachte es nur dahin, dass ein einziges bis in den dritten Monat lebte, dann starb es auch unter Krämpfen wie die anderen.

Da kam van Aken, als die Tigerin in Elberfeld zum dritten Mal werfen sollte, auf den Gedanken, einem dortigen Schuster eine grosse Hündin abzukaufen, die gerade auch Junge hatte. Den 18. October 1838 wurde dieser Löwentiger geboren, man nahm sogleich der Hündin die eigenen Jungen, und gab ihr dafür den jungen Bastard, welchen sie willig so lang stillte, bis man ihm mit Kuhmilch weiter helfen konnte. Die Hündin blieb nun bei ihrem Adoptivsohne, welcher eine grosse Anhänglichkeit an sie zeigte, sie spielten miteinander, leckten sich und legten sich aufeinander, anfangs der Tiger auf die Pflegemutter, später aber, als ersterer die letztere überwachsen hatte, umgekehrt.

Ein solches Schauspiel zog viele Zuschauer an und der Eigenthümer sagte oft, dass ihm die Hündin nicht um hundert Thaler feil wäre. Dieses erfuhr der Schuster, als die Menagerie wieder nach Elberfeld kam und versuchte noch mehr Geld zu erpressen; als es ihm mit Drohungen nicht gelang, fing er einen Prozess an, der lebhaft an den über den Esel und seinen Schatten in Abdera erinnert. Er behauptete, van Aken die Hündin um 14 Thaler nur als Amme für die Dauer der Säugezeit vermietet zu haben und verlangte sie nun als sein Eigenthum zurück. Van Aken bewies jedoch durch Zeugen, dass ein unbedingter Kauf statt gefunden habe, wenn auch zunächst zu einem bestimmten Zwecke, und gewann den Rechtsstreit.

Die Hündin blieb acht Jahre lang bei dem Löwentiger und wurde zuletzt so alt, dass sie kaum noch laufen konnte, Kreuzberg, der sie inzwischen übernommen hatte, nahm sie daher in einem kalten Winter in Berlin Abends mit nach Hause, um sie in der warmen Stube übernachten zu lassen, da wurde sie ihm gestohlen, wie er vermuthet, aus Brodneid von den Leuten einer benachbarten Menagerie, denn das Thier sei für andere nicht einen Thaler werth gewesen und er habe dem, der es wieder bringe, zehn Thaler versprochen, ohne je wieder etwas über sein Schicksal zu erfahren.

Der Löwentiger gerieth nun in grosse Wuth, so oft er einen Hund erblickte, man glaubte aus Sehnsucht nach der verlorenen Gefährtin und setzte eine der früheren möglichst ähnliche Hündin zu ihm hinein, er fiel aber sogleich über dieselbe her und zerriß sie, Kreutzberg wollte den Versuch vorsichtiger wiederholen und trat selbst mit einer andern Hündin hinein, aber auch diese wollte der Löwentiger sogleich erwürgen, so dass Kreutzberg selbst in Lebensgefahr gerieth und sich schleunig flüchten musste. Seit diesem Tage lässt man keinen fremden Hund mehr in die Menagerie herein.

Eine hübsche Löwin war Schreyer's Fanny (Jahreshefte 1847 S. 115), noch immer gut und freundlich, sie war inzwischen grösser aber auch träger geworden und hatte den Bruder Nero verloren.

Powisch war ein van Aken'scher Panther (*Felis pardus L.*) herrlich gefleckt und nur durch den Mangel an Augen in den Ringen und die helle Nase von dem vermuthlichen Jaguar zu unterscheiden.

Das zweijährige Lieschen und ihr Bruder waren sehr ähnlich gefleckt, fast eben so lang, aber niedriger, kurzbeiniger, gewandter und herrliche Springer; die Flecken kleiner, lebhafter und zahlreicher. Sie erinnerten mich lebhaft an die verstorbene Karoline (Jahreshefte 1847 S. 112) und werden also wohl auch *Felis variegata Wagner* aus Java sein, hier hielt man den von den Naturforschern so bestrittenen Unterschied fest und nannte sie im Gegensatz zum Panther Leoparden.

Weitere arbeitende Thiere der Menagerie waren ein Tigerwolf aus Südafrika und drei Hyänen aus Nordafrika. Der Tigerwolf (*Hyaena crocuta Zimmermann*) war unser alter Bekannter Fidel (Jahreshefte 1847 S. 114), wir glaubten, er sei deswegen an der starken kurzen Kette gebunden, um der Aussage des Explicators, es sei das schrecklichste Raubthier, dadurch mehr Gewicht zu geben, erfuhren aber, es geschehe wegen seiner üblen Angewöhnung, am Holz zu nagen; was die Thiere einmal gelernt hätten, sagte Herr Kreutzberg, das vergessen sie nicht mehr, er würde 20 Gulden darum geben, dass er ihn ohne Kette lassen könnte.

Das Schreyer'sche Hyänenpaar (*Hyaena striata* Zimm. Jahreshefte 1847 S. 110) war zu Tisch und Bett geschieden worden, seitdem der alten weiblichen Hyäne bei ihren vielen Händeln die Zunge so gebissen worden war, dass die böartig eiternde Wunde immer weiter um sich griff, bis Herr Kreuzberg ihr mit einem kühnen Schnitt die vordere Hälfte amputirte. Die Hyäne kann dennoch gut fressen und schlucken aber sich nicht mehr ablecken und wurde dadurch sehr unrein, man gab ihr daher eine junge, noch nicht zweijährige Gefährtin, welche sich sehr gut mit ihr verträgt, edelmüthig den Liebesdienst des Ableckens an ihr besorgt und dadurch ihr Fell glatt und rein erhält, denn eine Hyänenzunge ersetzt die beste Bürste.

Ich hatte das Vergnügen unter den Trümmern der Schreyer'schen Menagerie auch meinen Freund Angelo Gussonato hier anzutreffen, er hatte sich mit dieser auf dem Prater bei Wien befunden als der Aufstand dort ausbrach, war Zeuge mancher Schreckensscene gewesen und zuletzt auf den Rath der Revolutionsbehörde selbst geflohen und mit der Menagerie nach Brünn gezogen, wohin die Ungunst der Ereignisse sie auch verfolgte, Herr Schreyer war gestorben, sein Neffe Inhaber eines Kaffeehauses in Lemberg geworden und mein guter Angelo mit allen noch am Leben übrig gebliebenen Thieren in die Dienste des Herrn Kreuzberg getreten. Dieser war vor einiger Zeit von einer Hyäne in die Hand gebissen worden und der ganze Arm geschwollen, so dass er das Arbeiten mit den Thieren nicht selbst vornehmen konnte, Angelo und Franz Köpfle, ein freundlicher Tyroler, theilten sich daher darin.

Als ich am 20. Mai das Erstmal diese Exercitien mitansah, drängten sich um 4 Uhr die Zuschauer um den Behälter des Löwentigers, dieser merkte, was kommen werde, und legte sich der Länge nach mit dem Kopf gegen uns an die rechte Seitenwand, so dass sein Rücken die einwärts sich öffnende Thüre zudrückte. Als Angelo eintreten wollte, bedurfte es langer Unterhandlungen, um ihn dazu zu bringen, aufzustehen, er sollte sich nun auf Commandowort zu Boden werfen und wieder aufstehen, legte sich aber so unbefangen und mürrisch auf die andere Seite in gleicher Stellung nieder, dass er mehr

dem eigenen Kopfe zu folgen schien als dem Befehle. Angelo benahm sich sehr schonend, freundlich lächelnd legte er die Reitgerte weg, öffnete ihm den Rachen, der sich viel weiter aufsperrte als bei den Löwen, und zeigte uns seine furchtbaren Zähne, dann wurde ein Brett in den Behälter geschoben, Angelo hiess den Löwentiger aufstehen, hielt mit den nackten Armen die Reitgerte an beiden Enden und er musste zweimal durch den hiedurch gebildeten verhältnissmässig kleinen Ring über dem Brette hindurchspringen. Er liess sich lange bitten, brüllte und drohte mit den Zähnen, machte aber endlich mit grosser Leichtigkeit und Sicherheit den Sprung, ebenso über einen an beiden Enden gehaltenen Strohhalm.

Angelo sagte mir, er sei eben jetzt übler Lauae, gestern habe er es eben so gemacht, mit Strenge richte man nichts bei ihm aus, auch berührte er ihn nie mit der Gerte, drohte nie und behandelte ihn wie eine Mutter ein verzogenes Kind. Ich glaubte, es werde mit allen Tigern nicht viel anzufangen sein, da sie mit den Krokodilen, Eisbären und Haifischen die einzigen Thiere der Schöpfung sind, welche den Menschen so wenig fürchten, dass sie auf ihn Jagd machen, er versicherte mich aber, dass sich in der Menagerie zu Schönbrunn ein von ihm gezähmter echter Tiger befinde, der viel folgsamer sei. Kreuzberg meinte, der Fehler liege in der Bastardnatur, alle Bastarde seien tückisch und bösartig, eine Ansicht, die ich freilich schon oft in Beziehung auf Maulthiere und selbst auf Mulatten habe äussern hören, so in den italienischen Redensarten und Sprichwörtern:

Più ostinà d'un mulo.

Dal mulo tre passi lontan dal culo.

Ne mulo, ne mulino, ne signore per vicino.

Ganz anders bei der jungen Löwin, welche Angelo mit der grössten Unbefangenheit wie einen Pudel behandelte, sie legte sich auf Befehl sogleich nieder, er hob sie auf und sie musste ihn freundlich küssen, dann lief sie ein paarmal im ganzen Behälter herum rückwärts. Nun folgte die afrikanische Ruhestätte. Die Löwin legte sich hin, Angelo sass auf ihr wie auf einem Divan, neckte sie und schlug mit seinem Kopfe an

den ihrigen, dann stand er auf, setzte sich auf der entgegengesetzten Seite und sie legte sich wie ein Bologneserhündchen so gut es ging in seinen Schoos. Auf Befehl stand sie wieder auf, ging weg und legte sich auf den Rücken.

Nun folgte das schwerste Stück, Fanny musste die Stellung eines aufwartenden Pudels annehmen und in solcher ihm ein Stück Fleisch aus dem Munde nehmen, nachdem er dadurch ihren Appetit erregt hatte, legte er ihr ein zweites auf die Nase, sie wartete brummend zwar und mit offenem Rachen, doch ohne sich zu rühren, bis er langsam und dazwischen oft mit ihr redend, eins, zwei, drei gerufen hatte, worauf sie das Fleisch in die Höhe werfen und auffangen sollte, dieses mal indessen es vorzog, es mit Hülfe einer Pfote ins Maul zu bringen.

Merkwürdig war uns die grosse Unbeholfenheit, mit welcher Fräulein Fanny sich wie einen Mehlsack vornen aufheben und an das Gitter anlegen liess, während die Hinterfüsse eine sitzende Stellung annahmen, es kostete dem Angelo bedeutende Anstrengung, sie lehnte sich dann mit ihrem ganzen Gewichte an das Gitter und war die Arbeit vorüber, so war ihre Rückkehr auf den Boden mehr ein Herunterfallen, als ein Herabsteigen. Während Panther und Jaguar besser als die Hauskatze klettern, scheint der Löwe nicht einmal im Stande zu sein, sich auf den Hinterfüssen aufzurichten, wenigstens es nicht freiwillig zu thun. Es hängt dieses wohl damit zusammen, dass der Löwe vornen viel stärker ist, als hinten, doch können es die Hyänen, bei denen dieses noch auffallender der Fall ist.

Nach der Löwin kam die Reihe an den Tigerwolf Fidel, der seines fatalen Gesichts ohngeachtet so freundlich wie ein Haushund war, Angelo nahm ihm die Kette ab, er sprang an dem Gebieter hinauf, ihm ins Ohr zu sagen, dass er guten Appetit habe, dann lief Fidel dreimal um ihn im Kreise herum legte sich nieder und verbarg den Kopf. Jetzt sollte ein Kampf vorgestellt werden, Angelo zerrte sich heftig mit dem Tigerwolf herum, schrie und zankte, legte ihm dann, als die Wuth aufs höchste gestiegen sein sollte, mit dem Rufe „fasse“, das ganze Gesicht quer in den weitgeöffneten Rachen und zog es auf den Ruf „Lass los“ unversehrt wieder heraus. Herr Fidel war aber

ein schlechter Schauspieler, liess sich sehr geduldig herumwerfen und erregte nach dem furchtbaren Anblick des gefährlichen Löwentigers mehr Lachen als Furcht. Nun wurde die berühmte Gewalt des Blicks demonstriert, der Tigerwolf musste sich hinlegen, Angelo nahm ein grosses Stück Fleisch in den Mund und stellte sich gegen die Zuschauer, Fidel wollte oft aufspringen, legte sich aber auf einen drohenden Blick gleich wieder nieder. Hier spielte das Thier seine Rolle viel besser, man sah in Mienen und Bewegungen lebhaft den wechselnden Kampf der Begierde und der Furcht, endlich nach mehr als zehnmaliger Täuschung durfte Fidel aufspringen und fassen, nun hielt aber Angelo fest und es gab ein komisches Gezerr, bis Fidel ein Stück nach dem andern abriess, wir wunderten uns nur dass Angelos Zähne nicht darunter leiden; nach dem letzten Stück streckte der verwegene Angelo noch die Zunge aus, die Fidel wie ein Hund ableckte.

Merkwürdig war mir, dass wenn Angelo ihm drohte, ihn auf den Kopf zu schlagen, Fidel die Ohren rückwärts niederbog, eine echte, von den Hyänen noch nirgends erwähnte Katzensitte.

Hier endete Angelo's Gebiet, es wurde jetzt bei den Hyänen die Scheidewand herausgezogen, aus den zwei Kammern ein Saal gemacht und in diesen trat Franz zu seinen drei kleinen Schäferhunden, wie er sie nannte, nahm eine auf die Schulter und liess sich die beiden andern nachlaufen. Dann mussten die zwei kräftigen, die Alte spielte während des ganzen Schauspiels eine stumme Nebenrolle, ihre Zähne zeigen; man sah, wie hier die Hauptkraft in den knochenzermalmenden Backenzähnen liegt, während sie bei den schlechtkauenden Katzen in den furchtbaren dolchartigen Eckzähnen zum Fassen und Zerreißen liegt.

Franz klopfte mit dem Finger an der Decke, worauf eine Hyäne sich auf den Hinterfüssen aufrecht erhob und ihn angrinzte. Auf die Frage: „Warum denn heut so böse, was?“ stellte sie sich zornig. „Fehlt dir eine Portion Rindfleisch?“ Sie nickte mit dem Kopfe, er nahm nun mehrere kleine Stückchen Fleisch, welche die beiden Hyänen ihm eines um das andere mit katzen-

mässiger Artigkeit leicht an ihn aufstehend aus dem Mund nahmen. Mit dem letzten Stück neckte er das Männchen, hielt es ihm auf der flachen Hand hin und schloss sie zu, wenn es zugreifen wollte, es liess sich geduldig dreimal anführen, wohl wissend, dass es zuletzt doch das Fleisch bekomme.

Nun musste die Kleine ihm über den Fuss springen, den er gegen das Gitter stemmte, dann das Männchen den Pajass machen, das heisst, sich stellen, als wolle es auch hinüberspringen, aber darunter weglaufen.

Jetzt versprach der Tyroler seinen afrikanischen Gästen eine Portion Schöpsenbraten und holte ein lebendes Lamm, behielt es im Arm und die Hyäne musste das Lamm küssen. Mit den Worten: „das kleine Lamm hat auch einen russischen Kantschu mitgebracht, schlag zu, kleines Lamm,“ schlug er mit einer Pfote des Lammes der aufgerichteten Hyäne wiederholt auf den Kopf, dass sie davon lief.

Nun musste die Hyäne über das Lamm springen, dann zeigte er die „drei schönen Schafsköpfe,“ indem er eine Gruppe bildete, die Köpfe der Hyäne und des Lammes dicht neben einander, darüber seinen eigenen mit lachendem Gesichte und zum Schlusse liess er noch das Lamm auf der Hyäne reiten.

Ich bemerkte, dass Franz bei diesen berühmten Kunststücken mit dem Lamme das Lamm nie aus den Händen, die Hyäne nie aus den Augen liess, und Herr Kreutzberg, gegen den ich dieses äusserte, erzählte mir, sie hätten früher auch das Lamm frei unter den Hyänen herum laufen lassen. Dieses sei sehr oft ganz gut gegangen, einmal aber habe eine der Hyänen plötzlich das Lamm gepackt und so heftig verwundet, dass er dem armen Thiere, welches jämmerlich schrie, rasch den Hals vollends abgeschnitten habe, damit es nicht länger leide und die Aufregung der Zuschauer vermehre. Seit diesem Tage wollte ihm die Hyäne das Lamm aus den Händen reissen, wenn er damit eintrat, es habe über zwei Monate gebraucht, bis man sie dazu gebracht habe, die übrigen Kunststücke wieder vorzunehmen, bis zum freien Herumlaufen aber habe man es nie wieder bringen können.

Von den Hyänen trat Franz zu dem Panther, Powish genannt, denn seine Thiere, sagte mir Herr Kreutzberg, wenig-

stens die grösseren und abzurichtenden, müssten eigene bleibende Namen haben, sie lernten sie bald kennen und es sei ein Hauptmittel, sie zu besänftigen, folgsam und gelehrig zu machen, wenn man sie bei ihrem Namen rufe und anrede. Diese Thatsache war mir nicht neu, sie ist bei den Hausthieren allgemein bekannt, aber darum nicht minder merkwürdig. Sie beweist eine Stufe von Selbstbewusstsein, zwar nicht bis zum Fichte'schen Ich steigend, aber doch gleich der unserer kleinen Kinder, die sich selbst der Eduard, die Sophie nennen, ehe ihnen das Sonnenlicht jener Philosophen aufgeht. Powish also musste zuerst den Zuschauern ein schönes Compliment machen, dann wurde eine Scheidewand geöffnet, die Leopardin Lieschen trat ein und jedes richtete sich auf einer Seite, wie zwei Wappenhalter, an Franz auf.

Dieser setzte sich hierauf auf den Boden und der Panther auf seinen Schoos, wo Franz den Zuschauern seine furchtbaren Krallen vorzeigte. Dann kam wieder eine afrikanische Ruhestätte, der gute Powish sollte als Kopfkissen dienen, was er knurrend that. Als aber Franz ihm zurief: „schütze mich gegen die Leoparden!“ neigte der Panther seinen Kopf über ihn, umschlang ihn mit beiden Vorderfüssen und einem Hinterfusse und hatte ihn so zum Erstaunen der Zuschauer ganz in seiner Gewalt.

Nun kam die afrikanische Jagd, Franz nahm den widerstrebenden Panther, wie ein geschossenes Wild, über die Schulter und drückte eine Pistole auf die Leopardin ab, ohne dass eines von beiden sich rührte, legte den Panther auf den Boden und stellte sich, als wolle er ihn todtschlagen, wobei dieser dreimal auf den Ruf: „Halt fest!“ seinen blossen Arm fasste, auf: „Lass los!“ ihn wieder losliess.

So küsst man in Afrika, sagte Franz und verlangte von Powish einen Kuss. Dieser sprang an ihn hinauf, umfasste ihn mit den Vorderpfoten und nahm dreimal sein garzes Gesicht in den weit aufgesperrten Rachen. Den Beschluss machte das afrikanische Gastmahl oder die Versöhnung der Feinde, Franz trug einen Tisch und einen Stuhl herein, deckte den Tisch und setzte vier Zinnteller darauf, zwei rechts für die von dieser Seite eingetretenen Hyänen, zwei links für die Panther und Leoparden.

Erstere erhielten Zucker, den sie dem Fleisch vorziehen, das Männchen und die junge Hyäne richteten sich auf, setzten die Vorderpfoten auf den Tisch und leerten mit hündischer Gier jedes seinen Teller, während gleichzeitig Powish und Lieschen, ohne sich um den für sie ungenießbaren Zucker zu kümmern, mit katzenmässigem Anstande ihr Fleisch genossen und Franz in der Mitte sitzend seinen Gästen guten Appetit wünschte. Die alte Hyäne und einer der beiden Leoparden nahmen keinen Theil an der Mahlzeit, erstere war zu alt zum Aufrechtstehen, letzterer zu jung zur Abrichtung. Dieser unterhielt unterdessen sich und die Zuschauer damit, dass er mit erstaunlicher Gewandtheit an die Wand hinauf bis zur Decke sprang.

Nach dem Essen wurde abgedeckt, der Panther sprang auf den Tisch und sollte aufpassen, dass niemand seine Grenze überschreite; eine Hyäne lief aber unter den Tisch durch, sie sollte nun Händel anfangen, aber gewöhnlich entstanden solche nur zwischen den zwei Leoparden selbst und wurden schnell durch den vor dem Gitter stehenden zweiten Aufseher beigelegt, der die Scheidewände wieder einschob.

Als ich am 23. Mai den Uebungen zusah, liess der Löwentiger die Thüre frei und schien etwas besser aufgelegt, Samstag den 25. Mai hatte er aber wieder die böse Laune, Angelo öffnete die Thüre mit Mühe zu einer zollbreiten Spalte und da er diesmal sich eigensinniger als gewöhnlich zeigte, gab er ihm ein paar Hiebe mit der Reitgerte. Dies nahm der Tiger so übel, dass er den Angelo in die rechte Hand biss, zwar nur als Warnung, ohne seine volle Kraft anzuwenden, auch blutete die Hand nicht, die Quetschung war aber so heftig, dass Angelo, der sich nichts merken liess, nur unter grossen Schmerzen seine Arbeit vollendete; ich traf ihn noch nach drei Tagen mit stark angeschwollener Hand, den Arm in der Schlinge, später im Bett an, wo er mir die schwarzen Eindrücke der vier Eckzähne an beiden Handflächen zeigte, die untere musste aufgeschnitten werden, um dem Eiter einen Ausgang zu verschaffen.

Er erzählte mir, es sei das drittemal, dass er bedeutend verwundet worden sei, in Wien habe ihn ein Löwe so in die

Kniescheibe gebissen, dass er vom Mai bis in den Juli das Bett nicht habe verlassen können.

Auch an den andern Wärtern sah ich alte und frische Spuren von Verletzungen an den Händen, sie machen sich aber nichts daraus, wenn sie auch im Thierbehälter bluten, da die Thiere auch bei ihren Kämpfen unter sich oft bluten, ohne dadurch die Mordlust des Gegners zu wecken, diese wird wohl nur durch Hunger und die Gewissheit eines gefahrlosen Sieges geweckt.

Franz Köpfler musste nun auch die Aufgaben des Angelo übernehmen, und am 27. Mai sah ich ihn die Arbeit mit dem Löwentiger, welcher diesesmal die Thüre nicht gesperrt hatte, glücklich durchführen. Die Kunststücke waren die gleichen, die Commandowörter dazu: Aufstehen! Hieher legen! Allons voltige! Dagegen wollte diesesmal Fanny nicht folgsam sein, sie schrie, als er ihr das Fleisch auf die Nase legte und schnappte sogleich darnach, wobei er es bewenden liess.

Den 30. Mai trat Herr Kreutzberg selbst bei den Thieren ein, ein kräftiger, starker Mann, als englischer Sportsman mit hohen Stiefeln, ledernen Hosen und Reitpeitsche, übrigens auch in aufgestülpten Hemdärmeln. Der Löwentiger, welchen er kurz vorher durch das Gitter geliebkost hatte, wobei sein Boy, wie er ihn nannte, sich wie eine Schooskatze benahm, verspernte diesesmal nicht die Thüre, war auch weniger widerspenstig und führte das Befohlene rascher aus, da aber die Befehle mit grosser Entschiedenheit gegeben wurden, so waren seine Protestationen noch heftiger und lauter, seine Haltung noch drohender, als bei Angelo. Kreutzberg benahm sich sehr unerschrocken, beinahe verwegen, und ein paar ernstliche Peitschenhiebe liessen uns ernstliche Widersetzlichkeit befürchten, er rief das grosse Thier zu sich, schickte es ins Eck und liess es zweimal über die Reitgerte, zweimal über einen kaum zwei Spannen langen Strohalm setzen, es war ein furchtbar schöner Anblick, den Tiger brüllend mit offenem Rachen sich auf die nackten Arme stürzen zu sehen, dann, statt sie zu zerfleischen, den ganzen langen Körper mit einem leichten geräuschlosen Sprung wie eine Schlange durch die enge Oeffnung durchzuwinden.

Nach dem gedruckten Programm sollte der Löwentiger zu-

letzt die deutlich zu verstehenden Worte: „Papa“, „Mama“, „Grossmama“ hervorbringen, was aber nicht geschah, Herr Kreutzberg sagte mir, er bewirke dieses durch Zudrücken der untern Kinnlade, dieses könne er aber jetzt mit der kranken Hand nicht ausführen und die Andern hätten nicht den Vortheil, an der rechten Stelle zu drücken.

Wir fragten ihn, ob er auch zu ganz wilden Thieren gehe? Diese seien ihm gerade die liebsten, erwiderte er, sie seien noch eingeschüchtert und fürchteten ihn mehr, als er sie, später würden sie dreister. Es gebe einzelne Thiere, mit denen gar nichts zu machen sei, weil sie alles mit sich anfangen liessen, so das Lieschen, die lege sich hin und rühre sich nicht, man mache was man wolle, der Panther dagegen protestire zwar, aber er rühre sich doch und wenn man zu ihm sage: Powish hop, so richte er sich am Gitter auf und sei er einmal so weit, so müsse er auch einen Kuss geben.

Dass es bei Fanny freundlicher zunging, versteht sich von selbst, nur das Aufstehen bot einige Schwierigkeit, sie bedurfte hiezu durchaus der Nachhülfe und Herrn Kreutzberg fiel es schwer, sie mit seinem kranken Arme in die Höhe zu heben. Bei dem Stück mit dem Fleisch auf der Nase wurden wir durch einen kleinen Zusatz überrascht, Fanny wartete noch immer, als er schon drei gerufen hatte. Aha, sagte er, du verstehst nicht deutsch, un, deux, trois und nun ward im Nu das Fleisch aufgefangen und verschluckt.

Bei den Panther und Leoparden gab es auch einige Veränderungen, der Panther kletterte an Hrn. Kreutzberg hinauf und Lieschen über beide weg. Als beide sich nach dem Schusse todt stellten, fasste er sie am Schweife und warf sie so heftig im Behälter herum, dass Alles in Erstaunen gerieth.

Madame Kreutzberg liess die Hyänen ihre Schule durchmachen, wobei die eine mit grosser Leichtigkeit über den ungewöhnlich hoch gehaltenen Arm sprang, statt über den Fuss. Auch die drei Schafsköpfe blieben natürlich diesmal weg, es wurden blos Hyäne und Lamm zusammengehalten. Zum Schlusse wurden vier Kammern durch Herausnehmen der Scheidewände

in einen Saal verwandelt, in welchem Herr Kreutzberg das Gastmahl hielt.

Samstag den 1. Juni war allgemeine Fütterung der Raubthiere mit lebenden Thieren, Kaninchen und Hühnern. Bei den einsam eingesperrten Thieren war die Jagd bald zu Ende und die Mahlzeit sehr ruhig, ich stellte mich daher vor den zwei Leoparden. Mit raschen Sprüngen hatte jedes schnell sein Huhn gefangen und durch einen Biss in den Kopf getödtet, dann legte sich der Leopard in einen Winkel und rupfte das seinige in aller Ruhe, die Leopardin aber trug das ibrige am Halse gepackt unaufhörlich ganz vornen am Gitter auf und ab, ohne den Muth zu haben, sich hinzulegen und es zu verzehren; plötzlich hatte der Leopard es ihr genommen, liess das seinige liegen und begann im andern Winkel dieses zu rupfen, wobei es sich sehr ungeschickt benahm, den ganzen Behälter mit Federn überstreute und mehr als eine Stunde brauchte, die Hühner zu speisen. Statt nun das andere Huhn zu nehmen, schrie Lieschen wie ein Kind, dem man ein Spielzeug genommen, drohte mit den Zähnen und sprang wie toll im Käfig herum und an die Decke hinauf, sie kamen dabei einigemal heftig hinter einander, wobei immer Lieschen der angegriffene und misshandelte Theil war, ohne dass ich je bemerkte, dass sie auch nur Miene gemacht hätte, eines der beiden Hühner nehmen zu wollen. Der Kampf wurde mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit geführt, mit den Zähnen mehr gedroht, als gehandelt, dagegen mit den Tatzen tüchtige Ohrfeigen ausgetheilt, bis der Wärter kam und mit der Stange wehrte, Lieschen blutete aus einem Riss über der Nase. Im Freien werden solche Kämpfe nicht stattfinden, da der schwächere Theil die Flucht ergreift, für welche hier die heftigen Sprünge ein unzureichendes Surrogat waren. Merkwürdig war mir die Bemerkung des Wärters, früher sei die Leopardin die herrschende gewesen, der Leopard sei aber herangewachsen und nun hätten die Rollen gewechselt.

Auch die Hyänen gaben uns heute ein ähnliches Schauspiel, man hatte die alte allein gelassen, die beiden andern beisammen, die junge fing hier die Händel an, wobei es so laut zuging, dass alle Zuschauer herbeiliefen, die männliche Hyäne verlor die Ge-

duld, packte sie an der aufgerichteten Mähne im Nacken und hielt sie fest, während sie sich alle Mühe gab, durch eine Wendung des Kopfes ihren Gegner zu fassen. Der herbeigeeilte Wärter schlug auf beide hinein, der Kampf wurde aber noch heftiger, da sie gleich wieder angriff, als ihr Gegner sie losliess. Endlich holte der Wärter eine dicke Stange und schob sie zwischen beide, wie man die Pferde im Stalle trennt, jedes in die Rippen stossend und zurückwerfend, wenn es sich der Stange näherte. Dieses kühlte den Zorn ab, es wurde ruhig und nach zwei Minuten konnte er die Stange wieder herausziehen.

Der nächste Nachbar des Jaguars war ein Alpenwolf, ehemaliger preussischer Unterthan aus dem Neuenburger Jura, kleiner als die russischen Wölfe, gutmüthig und ruhig wie Hüntgen's vogesischer Wolf. Herr Kreutzberg bemerkte mir als eine Eigenheit dieses Wolfes, dass er sitzend die Vorderfüsse einwärts gegen einander gebogen hielt, eine Katzensitte, die ich noch an keinem Hunde bemerkt habe, vielleicht hat er sie den Nachbarn abgeguckt und nachgemacht, denn auf der andern Seite wohnte ein Bär, der noch häufiger als die Katzen die umarmenden Vorderfüsse im ruhenden Zustande einwärts wendet.

Ein schon sechs Jahre in der Menagerie lebender brauner Bär (*Ursus Arctos L.*) wurde als Baribal aus Nordamerika gezeigt, stimmte aber völlig mit den europäischen Bären überein. Es war ein schönes, ernstes Thier, ungemein gross, glatthaarig, schwarzbraun. Bei der Explication machte er auf Verlangen den Zuschauern ein Compliment, indem er die rechte Tatze gegen den Mund bog und dabei den Kopf neigte, dann noch ein Compliment für die Damen.

Bei der Fütterung bot man ihm einen schwarzen sechspfündigen Brodlaib oben am Gitter, er fasste ihn mit beiden Vordertatzen, brachte ihn mit grosser Vorsicht und Geduld herab über die Querstange bis zum Boden des Behälters, drehte ihn hier um und nagte so viel davon ab, bis er ihn hereinziehen konnte. Mit ebensoviel Geschicklichkeit ergriff er die Aepfel, die man auf den Rand des Brettes vor seinen Gitter stellte, ohne je einen fallen zu lassen, zugeworfene Aepfel fing er viel geschickter noch, als die Elefantın, mit dem Maule auf.

Ein alter Bekannter, der Eisbär, Koloss der Schreyerschen Menagerie, schloss die Trias nordischer Raubthiere; er kam mir jetzt im Sommer noch träger und bequemer vor, auch gelblicher von Farbe, als vor drei Jahren im Winter, man hörte fast keinen Laut von ihm, selbst seine Fleischportion erhielt und nahm er jetzt ruhig, dann einen sechspfündigen Brodlaib in drei Scheiben zerschnitten, den er langsamer verzehrte, als das Fleisch. Von Zeit zu Zeit wurde er mit frischem Brunnenwasser überschüttet, um ihn abzukühlen, man schüttete jedesmal zwei Kübel Wasser hinein, dass es wie ein Wasserfall aus dem Behälter wieder herauslief. Er empfing den Guss mit Behagen, den Kopf vorwärts gerichtet und schüttelte sich darauf wie ein Pudel, auf jeden Guss einmal, dass der ganze Behälter mit Einschluss der Decke tropfnass wurde.

Eine Vergleichung dieser kalten, schwerfälligen, ernsten und bedächtigen nordischen Raubthiere mit den heftigen, gewandten, unruhigen tropischen Katzen könnte Stoff zu vielen, auch auf den Menschen anwendbaren Betrachtungen im Geiste Montesquieu's liefern, und sieht man die Riesengestalt des Eisbären gegen den Aequator durch braunen, dann schwarzen Bär, Waschbär, Rüsselbär bis zum Wickelbär herabsteigen, so wird man versucht, dem allgemeinen Meergesetze, dass Pflanzen und Thiere gegen die Pole an Grösse zunehmen, auch für die Landthiere einige Geltung zuzugestehen, Hirsche und Ochsen zeigen eine ähnliche Abnahme der Grösse mit Zunahme der Temperatur und die Dickhäuter machen insoferne keine Ausnahme, als sie den Polarländern ganz fehlen, man könnte sagen, weil es nicht möglich war, sie noch grösser werden zu lassen. Indessen tritt jedenfalls das entgegengesetzte Gesetz der Zunahme der Grösse mit der Temperatur bei den Katzen, den Fledermäusen, den Amphibien, den Insecten und den Land- und Süsswasserpflanzen hervor.

Den Schluss der langen vom Lama begonnenen Reihe bildete der ostindische Nilgau (*Antilope picta* L.), schon von Aristoteles als Pferdhirsch erwähnt, das indische Wort Nilgau aber bedeutet blaue Kuh. Es war ein frommes, ruhiges Thier, das oft den Kopf herausstreckte und neugierig herumschaute,

ein Männchen, etwas grösser als ein Hirsch, mit schwarzen, geraden, über eine Spanne langen Hörnern, blaugrau, an jedem Fusse über den Klauen zwei weisse Ringe, am Halse eine lange schmale Mähne, schwarz wie die Quaste des oxsenartigen Schweifs. Die Ohren waren, wie bei mehreren Antilopen, inwendig schief gestreift, schwarz auf inkarnat.

Im Hintergrunde des Zeltcs befand sich auf einem Bretterboden in einer aus Brettern gezimmerten grossen, wie ein Alkov vornen offenen Kammer die Riesen-Elephantin Miss Baba (*Elephas indicus Cuvier*), 20 Jahre alt, gross, schwarzgrau mit hellen Haaren in der Höhlung des Ohrs und schwarzen Borsten auf dem Nacken.

Die mehreremal des Tages wiederholten Vorstellungen stimmten in den meisten Stücken mit denen der Hutter'schen Isabella überein und wurden stets mit den gleichen Worten und in derselben Reihenfolge ausgeführt, doch zuweilen mit einigen Auslassungen, so kam namentlich das Niederlegen, als das Mühsamste, nur bei der Hauptvorstellung vor. Miss Baba führte sie mit einer Ruhe, Bestimmtheit und Genauigkeit aus, welche gegen die Unzuverlässigkeit der Raubthiere denselben Gegensatz zeigte, wie das Benehmen eines alten Liniensoldaten gegen dasjenige eines Freischärlers:

„Bück dich!“

Die Elephantin bückte sich vornen nieder, der gewandte Cornak, August Fibi aus Presburg, schwang sich von der Seite hinauf, setzte sich reitend auf ihren Rücken und reichte ihr einige Aepfel, die sie mit dem aufwärts gebogenen Rüssel in Empfang nahm und in den Mund rollte.

„Gib mir die Peitsche!“

Sie hob die von ihm geworfene Peitsche vom Boden auf und reichte sie ihm mit einer zierlichen Wendung des Rüssels.

„Taschentuch!“

Ebenso.

„Ein Stück Geld mit dem Taschentuch!“

Sie nahm zuerst das Taschentuch, dann das Geldstück, warf ihm ersteres zu und gab ihm das letztere in die Hand.

„Zwei Stücke! Sie wird das Zeichen geben, dass sie beide gefunden hat.“

August warf zwei Thaler, den einen rechts, den andern links auf den Boden. Sie hob beide auf, klapperte damit in dem eingebogenen Rüssel, indem sie solche aufhüpfen liess und gab sie ihm in die Hand.

„Taschentuch und die Peitsche!“

Sie überreichte ihm Beides auf einmal.

„Zeige den Fuss!“

Baba streckte den rechten Fuss vor.

„Den andern!“

Sie streckte den linken Fuss vor.

„Mach den Zimmermann!“

Sie fasste eine an der Wand stehende kleine Kiste bei dem eisernen Handgriff, stellte sie vor sich hin, schob den eisernen Riegel zurück, schlug den Deckel auf, nahm einen hölzernen Hammer heraus, schlug damit mehreremal auf den Boden, legte ihn dann wieder in die Kiste, schlug den Deckel zu, schob den Riegel vor, ergriff die Kiste bei dem Handgriff und stellte sie wieder an den alten Platz, alles jedesmal mit grösster Ruhe in gleichem Takt.

„Setzt sich zu Tische!“

Es wurde ein kleiner Tisch gedeckt, die Elefantin kniete mit den Hinterfüssen wie ein Mensch, die Sole nach hinten gewandt und zog an der Glockenschnur. Der Kellner brachte einen Teller mit gelben Rüben, die sie verzehrte und dann dem Kellner den leeren Teller zurückgab.

„Bezahlt die Rechnung!“

Baba nahm zwei auf dem Tische liegende Geldstücke und legte sie auf den leeren Teller, den ihr der Kellner vorhielt.

„Die Naturgeschichte sagt, dass der Elephant sich nicht niederlegen könne; sie wird sich aber niederlegen, wie andere Thiere!“

Sie kniete langsam zuerst mit den Hinterfüssen, hierauf auch mit den Vorderfüssen, legte sich dann auf die linke Seite ganz um, so dass sie alle Viere von sich streckte und stand dann in umgekehrter Ordnung wieder auf, ganz so wie es

Marigny von dem 1740 nach Neapel gebrachten Elephanten angibt, während schon Aristoteles das von Ctesias verbreitete, oft wiederholte Märchen widerlegt hat, dass die Elephanten sich weder legen, noch aufstehen können.

„Marschirt auf drei Füsse!“

Sie hob den rechten Vorderfuss in die Höhe und lief so mühsam zwei bis drei Schritte, indem sie mit dem linken Vorderfuss hüpfte, wie auf einem Fusse stehende Knaben.

„Stehet auf zwei Füßen auf einer Seite.“

Sie hob beide rechte Füsse in die Höhe.

„Uebers Kreuz die Füsse!“

Sie hob den rechten Vorderfuss und den linken Hinterfuss gleichzeitig in die Höhe.

„Auf die Knie!“

Sie kniete nur mit den Vorderfüßen.

„Bläst die Trompete!“

Sie nahm eine einfache Trompete und blies mit dem Rüssel einen gleichen langen Ton.

„Die Harmonika!“

Fast eben so mit einer Mundharmonika. Sie schien mir nicht so musikalisch zu sein, wie Isabella, ihre Musik war bälde abgemacht und geistlos, sichtbar ein Geschäft und kein Vergnügen. Auch hörten wir während der ganzen Zeit ihres Aufenthalts nie einen Laut von ihr.

„Schießt die Pistole ab!“

Eine an eine Stange festgebundene Pistole wurde in die Höhe gehalten, sie zog an dem langen Drücker, bis der Schuss losging. Hier allein zögerte sie und zeigte einige Besorgniss für ihren einzigen, ihr so unentbehrlichen Finger.

„Dreht die Orgel mit dem Rüssel wie eine Person mit der Hand.“

Sie drehte ziemlich lang den Handgriff einer Drehorgel und machte dabei die Bewegungen des Rüssels mit Ohren und Schwanz komisch mit, als bewege sich Alles nach dem Takte der Musik, hörte jedoch mitten im Stück auf.

Zum Beschlusse die Stärke des Rüssels zu zeigen, liess August sich von ihr mit dem Rüssel vom Boden aufheben und

auf den obern Theil desselben setzen, worauf sie ihn so im Kreise herumtrug.

Während dieser Uebungen wurde der Elephantin die starke Kette, womit sie am rechten Vorderfusse angebunden war, abgenommen, so dass sie ganz frei war, ohne jemals einen Schritt weiter zu gehen, als die Uebungen es erforderten. Der Fuss hatte, wie ein umschnürter Baum, von der Kette einen Einschnitt und darüber eine starke Schwiele erhalten.

Zur Fütterung erhielt sie gelbe Rüben und vier Leib schwarzes Brod in grossen Stücken, die in eine Ecke ihrer Kammer geworfen wurden. Sie wählte, drehte und untersuchte, bis es ihr gelang, ein Stück durch Einklemmen zwischen den Finger und der Scheibe des Rüssels zu fassen und von hier in die Höhlung des eingerollten vordersten Theil des Rüssels zu bringen, so hob sie es zum Munde empor und schob es da mit der Rüsselscheibe auf die Zähne.

Ein andermal gab man ihr frisches Gras, sie wählte auch hier aus dem Haufen und rollte sich mit dem Rüssel passende Bündel zusammen, die sie dann aufhob und in den Mund schob. Zugeworfene Aepfel und Wecken liess sie Anfangs fallen, da sie gewohnt war, sie aus der Hand zu nehmen, merkte aber bald, was man wolle und fing sie später mit zurückgeschlagenem Rüssel und weit geöffnetem Munde ziemlich gut auf. Einmal sahen wir sie sich mit dem Rüsselfinger ein Auge auswischen, wie mit der Hand, was allgemeine Verwunderung unter den Zuschauern erregte, ein andermal damit etwas, das sich ihr zwischen zwei Klauen eingeklemmt hatte, herausziehen und einigemal, wenn August hinter der Bretterwand vorüberging, den Rüssel nach ihm ausstrecken und an eine Spalte drücken, sie hatte ihn vor uns gehört und wollte es ihm zu erkennen geben. *)

*) Im Einverständniss mit Herrn v. Martens gebe ich nachfolgende Bemerkung, die ich zu machen Gelegenheit hatte.

In einer Nachmittagsstunde, wo wenige Zuschauer im Raume der Menagerie anwesend waren und daher die Hauptwärter Freistunden hatten, war nur ein Junge gegenüber der Elephantin aufgestellt. Auf einmal hörte ich diesen aufspringen und dem Thiere zurufen. Dieses war im Begriff sich die Fessel am Hinterfuss mit dem Rüssel zu lösen.

Den Beschluss machten drei alte Bekannte aus der Schreyerschen Menagerie, welche auf der andern Seite neben dem zweiten und dritten Platz offen eingepfercht standen, das nun fünfzehnjährige Zebra aus dem südafrikanischen Gebirge (Jahreshefte 1847 S. 115), der männliche Addax (ebend. S. 106) und der oben erwähnte neuholländische Casuar.

Der Addax hatte mit seiner Gefährtin auch die hölzernen Kugeln an den Hörnern verloren und war sehr ruhig, meist sitzend.

Auch die beiden Gazellen, den schwindsüchtigen Mandrill, die grüne Meerkatze, den übrig gebliebenen Strauss, die beiden Tigerkatzen oder Ozelots, die Genettkatze, den Löwen Nero hatten diese drei Jahre dahingerafft, am meisten bedauerten wir die schöne schwarze Carlina; einen Tapir hatte Herr Kreutzberg

Der Wärterjunge ergriff einen starken in der Nähe befindlichen Prügel, ohne sich jedoch auf den erhöhten Bretterboden in das Bereich des Elephanten zu begeben. Dieser liess sogleich von der Fessel ab und streckte dem Jungen den Rüssel horizontal entgegen. Letzterer versetzte dem Elephanten etwa 10—12 Streiche mit voller Gewalt auf den Rüssel, so dass die Streifen der Schläge auf der gerunzelten Haut des Rüssels deutlich zu erkennen waren, ohne dass der Elephante auch nur mit den Augen, geschweige dem Rüssel oder dem übrigen Körper eine Bewegung gemacht hätte, er blieb völlig unbeweglich wie im Trotz. Nach der Execution blieb er noch einige Secunden in derselben Stellung, sodann kehrte er sich zur Seite, nachdem der Junge auch auf seinen Sitz gegenüber zurückgekehrt war und fing seine nickende Bewegungen mit Kopf und Vorderleib rechts und links wieder an wie zuvor, als ob nichts geschehen wäre. Auf Befragen äusserte der Wärterjunge, dass der Elephante seine Fessel ganz gut zu lösen verstehe, dies schon einigemal gethan und allerlei Spektackel im Raume angefangen habe, daher er nicht unbewacht bleiben dürfe, auch gegen Jedermann ausser seinem Cornack sehr malitiös sei und jedem Andern mit dem Rüssel Eins versetze, der in seine Nähe komme, so dass er ihn erreichen könne. Wirklich fand ich zu andern Zeiten dies bestätigt, indem er den Rüssel gegen jeden andern Menschen, ausser seinem Cornack, bei dessen Vorbeigehen erhob und ihn zu erreichen suchte und einigemal diese Absicht ausführte, indem er den Menschen ins Genick oder auf die Schulter stiess. Gegen die Zuschauer dagegen benahm er sich bescheiden, in Erwartung der Früchte und Brodkrummen, die ihm zahlreich genug von diesen zugeworfen wurden und die er sorgfältig aufzulesen wusste; er verschmähte auch die kleinsten Stücke nicht. Plieninger.

vor wenigen Wochen verloren. Diese häufigen Sterbefälle sind die schwersten Verluste für die Menagerieunternehmer, bereichern aber dafür manches Naturalienkabinét mit seltenen Thieren, die es sonst nicht leicht erhalten hätte.

Die drei Amphibienkisten enthielten jede einen Behälter von Eisenblech mit warmem Wasser, darüber eine dicke, wollene Decke und in dieser die Wärme bedürfenden kaltblütigen Thiere, ein Beiwort, das auf tropische Geschöpfe wenig passt, da diese die äussere Temperatur annehmend, ein beinahe die Temperatur der warmblütigen Thieren erreichendes Blut haben, man hat daher jetzt diese Benennungen mit wechselwarm und constant warm vertauscht, ich möchte lieber nach Analogie der Decandolle'schen Exogenen und Endogenen von endothermen und exothermen Thieren sprechen, je nachdem solche in sich eine die äussere bedeutend übersteigende Wärme erzeugen oder nicht. Diese drei Kisten, die den Wärtern und uns oft als Sitz dienten, enthielten ein Krokodil und fünf Schlangen.

Das Krokodil sollte in Bremerhafen auf einem Schiffe gekauft worden sein, welches aus Aegypten gekommen und ein ächtes Nilkrokodil sei, dieses muss aber ein Missverständniss sein, denn es war das Missisippikrokodil (*Crocodilus Lucius Cuvier*) das nördlichste von allen, da es bis $32\frac{1}{2}^{\circ}$ N. Br. herauf geht, während alle übrigen nicht den nördlichen Wendekreis überschreiten.

Es war indessen das grösste von mir lebend gesehene Krokodil, da diejenigen, welche man so häufig in den Menagerien zeigt, gewöhnlich nur 2—3' lang sind, dieses war aber 5' 6" lang, daher auch viel rauher und erdfarbiger, dabei völlig blind und sehr träge. Man liess es Morgens vor Eröffnung der Bude frei herumlaufen, es lief ziemlich langsam, meist so, dass der Bauch über einen Zoll vom Boden entfernt war, zuweilen aber auch mit diesem den Boden streifend, in gerader Richtung, bis es irgendwo anstiess und dann stehen blieb.

Es verkroch sich gerne hinter die Wanne, in welcher die Schlangen gebadet wurden, man sagte uns, es suche Feuchtigkeit, einmal sei es zur Bude hinaus einer Pfütze zu und in diese hineingelaufen. Bei jeder Explication wurde es aus der Kiste

genommen und von zwei Männern in die Höhe gehoben, sein Rachen aufgerissen und gezeigt, dass der Schlund mit einer Klappe geschlossen sei. Das Innere des Rachens hatte dieselbe helle Fleischfarbe, wie bei dem Nashorn und Elephanten, im Hintergrund sah man nur eine kleine Querfalte.

Mein Eduard sah es zwei Fische (*Cyprinus Barbus L.*) verzehren, die man vorher in Wasser getaucht hatte. Herr Kreutzberg berührte damit einigemal seine Nase, plötzlich öffnete es den Rachen und schnappte sie mit einer raschen Bewegung hinein, dann ruhte es etwa eine Minute und schluckte sie hierauf hinunter, bei dem ersten hörte man die Knochen krachen, vom Zerbeißen.

Ein andermal wurde ein hohes Gerüste mit schiefer Richtung gegen die Zuschauer erbaut, mit Tüchern belegt und das Krokodil darauf gesetzt, es erhielt hier ein drei Pfund schweres Stück Fleisch ohne Fett aus der Hinterkeule eines Ochsen, welches es ziemlich schnell ganz hinunterschluckte. *)

*) Ein andermal sah ich, wie man dem Krokodil, als es auf dieses Gerüste gebracht war, einen bleiernen Teller mit 6—8 Fleischstreifen von der doppelten Dimension einer Hand vor die Schnauze setzte. Es stand etwa eine halbe Minute an, bis es das Fleisch witterte. Sodann erhob es sich etwas auf den Vorderfüßen und suchte das Fleisch mit horizontal gehaltenem Kopf zu fassen. Es gelang nach mehreren Versuchen nicht. Hierauf drehte es den Kopf mit Mühe, so dass die Schnauze schief gegen den Teller zu stehen kam, öffnete den Rachen und fasste den Teller sammt dem Fleisch mit der linken Reihe der Zähne und zertrümmerte das Ganze hin und her, so dass der Rand des Tellers stark gebogen wurde und die nicht zwischen den Zähnen gefassten Fleischstücke herausfielen. Der Wärter hatte Mühe den Teller aus den Zähnen herauszubringen. Er stellte ihn mit den wieder gesammelten Fleischstreifen aufs Neue vor die Schnauze des Thiers. Es ging abermals auf dieselbe Weise, und so zum drittenmal, bis endlich der Teller eine solche Stellung erhielt, dass sein Rand nicht mehr gefasst wurde, sondern die Kinnladen sich über die ganze Oberfläche des Tellers öffneten und die Fleischstreifen sammt und sonders fassten, welche dann nach einigen wiederholten schnappenden Bewegungen des Kopfs auf einmal niedergeschluckt wurden. Eine besondere Beweglichkeit der obren Kinnlade gegen die untere, wie sie bei den Papagaien stattfindet, konnte ich nicht bemerken, wohl aber, dass das Thier mit dem ganzen Schädel

Die Schlangen sah mein Eduard des Morgens in einer grossen Wanne baden, die Riesenschlangen blieben ruhig im Wasser eine Brillantschlange aber versuchte wiederholt herauszukriechen, bis man die Wanne zudeckte.

Den 29. Mai sah ich auch einem solchen Schlangenbade zu. Alle fünf Schlangen lagen neben und auf einander in etwa ein Fuss tiefem Wasser von 24° Wärme, einzelne blieben oft auch mit dem Kopfe zwei bis drei Minuten lang unter Wasser wobei zuweilen gegen das Ende Luftblasen aufstiegen, gewöhnlich war aber zwar der ganze Körper unter Wasser, Augen und Nase dagegen befanden sich an der Luft indem der Kopf auf dem Körper der Nachbarin ruhte. Ich konnte sie nun genauer betrachten, als bei den Explicationen, wo sie wie das Krokodil unter einem Gedränge von Zuschauern in die Höhe gehoben wurden. Drei gehörten der südasiatischen Gattung *Python* an, stammten also wahrscheinlich aus Java. Ein dunkelbraunes Band, das sich wie bei so vielen Schlangen und Eidechsen über den ganzen Rücken zog, begann auf dem Scheitel mit einem beinahe herzförmigen Flecken, vornen stumpf zugespitzt und hell, nach hinten dunkler. Mitten in diesem dunklen Flecken befand sich ein weisslichter lanzettförmiger Strich, auch mit der Spitze gegen vornen, die Fortsetzung des Bandes war, durch zwei bis drei Linien breite weissgelbliche Bänder, die es auch begleiteten, vielfach netzförmig unterbrochen, aber bei jeder Schlange anders, ja bei jedem Theile derselben Schlange verschieden, so dass die durch diese Unterbrechungen entstandenen Flecken nicht mehr Aehnlichkeit mit einander hatten, als die Blätter eines Maulbeerbaumes unter sich haben.

Die grösste dieser drei Javanerinnen wurde am 5. Juni auf einer wollenen Decke auf dem Boden ausgestreckt, was sie sich sehr ruhig gefallen liess, ich mass sie und fand die Länge zehn

samt der obern Kinnlade eine schnappende Bewegung auf- und abwärts, gleichzeitig mit der Entfernung der untern Kinnlade von der obern macht, wie dies z. B. auch die Gänse thun, wenn sie ein Kohlblatt oder ein anderes grösseres Nahrungsstück zwischen dem Schnabel zerkleinern und niederwürgen, daher die Sage von der Beweglichkeit der obern Maxille sich erklären mag.

Pliciniger.

pariser Fuss, den Umfang am dicksten Theile des Körpers fünfzehn p. Zoll. Sie war dunkler gefärbt, als die beiden anderen der Strich im dunklen Flecken auf dem Scheitel und die hellen Bänder und Flecken, die bei den andern weissgelblich waren, waren hier gummiguttgelb und der Rand der Bauchschilder an beiden Seiten dunkelbraun, die Schilder auf dem Kopfe waren bei allen gleich; die beiden kleineren sind bestimmt die Tigerschlange (*Python Tygris Daudin*, *Coluber molurus L.*) die grosse welche sich vor wenigen Tagen gehäutet hatte und desswegen lebhafter gefärbt war, vielleicht *Python bivittatus Dumeril*.

Die beiden Brillantschlangen waren die echte *Boa Constrictor L.* aus Brasilien, sehr lebhaft und schön gezeichnet, über den ganzen Rücken zog sich eine Reihe getrennter elliptischer graulicher Flecken, wovon die vorderen vorn und hinten eine Einbucht hatten, wie *folia emarginata*, die hinteren dagegen eine reine Ellipse bildeten. Der Schwanz war dünner und länger als bei den Pythonen, an den Seiten zum Theil schön roth gefärbt und nach oben zusammengedrückt, so dass der Durchschnitt ein Dreieck mit stumpfen Winkeln bilden würde. Man sieht, dass sie viel bessere Schwimmer sein müssen als die Pythonen. Herr Hreutzberg sagte mir, dass die kleinere scheu sei und nur in der verschlossenen Kiste fresse, die grosse aber zutraulicher so dass nur sie vor den Zuschauern gefüttert werden könne. Er hatte die Güte, auch diese grössere *Boa* herauszunehmen und mit mir zu messen, wir fanden sie acht Fuss lang. Zufällig wurde sie während dieser Beschäftigung von der Sonne beschienen und nun wurde mir erst der Name Brillantschlange klar, sie schillerte im Sonnenschein auf dem Rücken und an den Seiten mit lebhaftem metallischem Glanze in allen Farben des Regenbogens, wie der Hals einer dunkeln Taube oder ein schöner Labradorstein, es war ein prächtiger Anblick.

Am 29. Mai wurden die Schlangen gefüttert, man hatte hiezu etwa zehn Tauben und ebensoviele junge Kaninchen gekauft und begann mit einer Taube; die grössere Tigerschlange schnappte nach ihr, umschlang sie mit einem Ring und hielt sie so fest, liess sie aber mit dem Munde los, statt weiter zu schlucken.

Ungeachtet der bei jeder Erklärung wiederholten Versicherung, dass die Schlangen nur lebende Thiere fressen (sie rühren, wie die meisten Amphibien, nichts an, was sich nicht rührt) wurden nun die Tauben getödtet und ihnen dann mit dem Kopf voraus in den Rachen gesteckt, die Schlange schnappte darnach, hielt die Taube mit den Zähnen fest, man rollte sie möglichst zusammen, schob nach und wenn nur die Schwanzfedern noch sichtbar waren, setzte man gleich eine andere Taube darauf, so sah ich die mittlere Tigerschlange drei hintereinander verschlingen, es ging aber sehr langsam und erinnerte lebhaft an Gänsestopfen.

Den 1. Juni sah ich dieselbe Schlange drei weitere Tauben fressen, man schnitt diesmal den Tauben Kopf und Flügel ab, und so ging es etwas schneller. Von selbst fressen sie allerdings nur lebende Thiere, stopfen lassen sie sich aber, wie die Pelikane, auch mit toden. Der Wärter sagte, sie könne bis zwölf Tauben hinter einander verschlingen, dann aber auch wieder Monate lang fasten, Kaninchen seien ihr angenehmer als Tauben. Mit der oberen Kinnlade schnappte sie gut, die untere aber, die stark ausgedehnt wurde, hatte nicht die Kraft, wieder vorzurücken, es müsse mit der Hand nachgeholfen werden. Ich schrieb es der zu starken Ausdehnung zu, welche die Contraction der Muskeln erschwere, der Wärter aber versicherte, sie habe sonst viel besser gefressen und müsse sich an dem Schnabel oder den Krallen einer Taube im Schlunde verletzt haben, so dass ihr jetzt das Schlucken Schmerzen verursache.

Am 5. Juni gab man derselben Schlange eine lebende Taube; diese wurde an Füßen und Flügeln eingerollt ihr vorgehalten, als sie so der Schlange dicht vor der Schnauze gehalten wurde, zog sie den Kopf möglichst zurück, rührte sich aber sonst nicht, was hätte da ein Affe für einen Lärmen angefangen? Die Schlange sah sie lange an, beroch sie wiederholt, endlich schnappte sie plötzlich nach ihr, fasste sie am Kopf und drehte den Vorderleib als Ring um ihren Körper; in dieser Stellung blieb sie ruhig und unbeweglich, ich sah die Taube athmen, sie war noch unverletzt und Herr Kreutzberg versicherte mich, dass Tauben

die sie über eine halbe Stunde lang so umschlungen hatte, wieder davon geflogen seien. *)

Auch unter diesen Tigerschlangen zeigten sich Verschiedenheiten, die man nicht geahnt hätte. Die grösste ist zu öffentlichen Fütterungen zu träge, die kleinste zu scheu, diese frisst nur lebende Thiere und nur ungesehen, in der verschlossenen Kiste, wie die jüngere *Boa*.

In einem strengen Winter, erzählte mir Herr Kreutzberg, habe er eine solche Tigerschlange Nachts zu sich in sein Bett genommen, um sie gegen die Kälte zu schützen, in der Stube habe sie gleich entdeckt, dass sich in einem Kasten eine Maus befinde, sie habe wie eine Katze vor dem Kasten gelauert, man habe sie einigemal weggetragen, sie sei aber immer sogleich wieder hingeschlichen und so lange vor dem Kasten geblieben, bis sie richtig die Maus erwischte.

Eine andere habe viel gefressen und sei doch immer magerer geworden, als sie endlich gestorben, hätte man eine Menge Würmer gefunden, so dünn wie Zwirn (*Filarien*), auch der Bandwurm plage sie öfters.

In Erfurt sei Jemand, der die Schlangenexcremente kaufe und mit drei Thalern das Pfund bezahle. Sie gleichen den bekannten Koprolithen, sind länglich rund und wie Vogelkoth theils grau oder bräunlich, theils blassgelb oder reinweiss und fest, wie kölnische Pfeifenerde. Der weisse Theil ist fast reine Harnsäure und wird zur Bereitung des Ammoniums verwendet.

*) Eine entgegengesetzte Wirkung hatte ich Gelegenheit zu beobachten. Eine Taube, welche der Schlange in der beschriebenen Weise vorgehalten und von ihr gefasst und umschlungen war, blieb etwa eine Viertelstunde im Rachen stecken. Man bemerkte die saugende Bewegung des Schlunds, ohne dass die Beute auch nur eine Linie weiter als bei der ersten Fassung in den Schlund gerückt wäre. Endlich liess die Schlange ihre Beute aus dem Rachen fallen, die Taube war aber todt, und Kopf und Hals derselben stark vom Geifer benetzt. Kopf und Hals der Taube schienen vorwärts in den Schlund gerathen zu sein, aber weil sie zu dünn waren, von dem Schlund nicht gefasst worden zu sein und die Taube musste ersticken. Bei dem Vorhalten von Tauben und andern Vögeln werden daher die Köpfe von den Wärtern unter die Flügel gesteckt.

Plieninger.

Mittwoch den 5. Juni war ich schon am frühen Morgen in der Menagerie; Herr Kreutzberg, die Aufseher und Wärter waren sehr freundlich und gefällig, Alphons Ehrental zeichnete sich durch Bildung aus, Hofmann durch Eifer und Strenge im Dienst. Wir trafen Künstler an, einer, der schon mit grossem Erfolg den Löwen Sultan und den Panther Rowisch in liegender Stellung in nassen Thon modellirt hatte, bildete jetzt den Kopf des Löwentigers ebenso glücklich nach, ein paar andere zeichneten, dasselbe that meine Tochter Sophie und machte dabei die Bekanntschaft der zwei allerliebsten kleinen Töchterchen des Hrn. Kreutzberg, Anna und Emilie, ich nahm Messungen vor, machte Aufzeichnungen und unterhielt mich bald mit den Thieren bald mit ihren Pflegern, es war ein idyllisches künstlerisch-wissenschaftliches Leben.

Anders am Nachmittag. Bei schwüler Hitze hatte sich noch eine grosse Anzahl Zuschauer eingefunden, man drängte und drückte sich, wo gerade Franz mit den Thieren arbeitete, dann fortreissend und fortgerissen zu dem angesagten weiteren Käfig, zu Miss Baba, den Schlangen, dem Krokodil; als Franz und August ihre Arbeit, ersterer mit tirolischer Laune, letzterer mit magyarischer ernster Ruhe, diesesmal nicht ohne Abkürzungen, beendigt hatten, die Zuschauer sich zu vermindern anfangen, begann schon die letzte Arbeit, ein Segeltuch der Decke um das andere wurde eingezogen, dann wurden die Bretter, die die Räder verdeckenden Vorhänge losgemacht, zuletzt auch die hanfenen Wände, und Alles abgegeben oder eingepackt. Schon lagen die engen sargförmigen mit Stroh ausgelegten Behälter bereit, in welchem die langschwänzigen Aras eingepackt werden sollten, die Thiere merkten, was bevorstehe und die allgemeine Unruhe theilte sich auch ihnen mit. Ich wollte nicht hindern, wo ich nicht helfen konnte, nahm Abschied und ging.

Abends gegen acht Uhr kam ich noch einmal mit meinem Freunde, Medicinalrath Hering, welcher Herrn Kreutzberg zu sprechen wünschte. Die zehn Fourgons, so nennen sie mit militärischer Bezeichnung die Reisewägen ihrer Thiere, standen schon enthüllt und beladen bereit, mit dem kajütenartigen Wohnzimmerwagen des Eigenthümers der Eisenbahn überliefert zu werden.

Die Elephantin allein eignete sich nicht zur Reise per Dampf, sie sollte zu Fuss fahren und wir hatten das Vergnügen, diese in ihrer Art einzige an den mit der Sänfte gefoppten Landmann erinnernde Reiseart mit anzusehen.

An einen grossen länglich viereckigen Kasten, welcher auf vier niedrigen Rädern ruhte, waren zwei Pferde angespannt, der Kasten hatte keinen Boden und keine Fenster, nur oben ein paar Luftlöcher, unten war er drei Fuss breit bis dicht an den Boden mit Segeltuch behängt, so dass er auf der Erde zu rutschen schien. Miss Baba hatte die Gefälligkeit, mit ihrem Rüssel diesen Vorhang ein paar mal zu heben, wir erblickten ihre säulenartigen, an der Sole glatt abgeschliffenen Füsse und bemerkten, wie der Kasten nur dazu bestimmt war, sie von der Aussenwelt zu trennen, wie die Taucherglocke den Taucher von den Fluthen. Einen Elephanten ganz frei zu führen, ist, wie kürzlich ein durch Isabella in der Nähe von Reutlingen veranlasster Fall gezeigt hat, zu gefährlich, weil alle Pferde an dem Kolosse scheu werden, Hering meinte, diese Methode sei mindestens eben so gefährlich und Kreutzberg gab zu, dass sie es mit gewöhnlichen Pferden allerdings sein würde, seine Braunen seien aber ganz auf den Schritt der Elephantin eingeübt, diese schon seit Jahren an sie gewöhnt. Wirklich sahen wir sie bald darauf abfahren, der Wagen begann mit einer Wendung auf der abhängigen Fläche, wodurch er sich so stark rechts neigte, dass wir ein Umstürzen befürchteten, richtete sich aber bald wieder auf und rollte in regelmässigem Elephantenschritt den langen Wilhelmsplatz hinab, bis er unsern Augen hinter den Häusern entschwand. Bis tief in die Nacht hörten die Bewohner der Strassen die schweren Wägen vorbeirasseln, das Schreien der aufgeregten Thiere, bis endlich diese, einundachtzig an der Zahl, sich alle im Bahnhof befanden, von wo sie ein Extrazug am frühen Morgen nach Ulm brachte, von da soll es nach Augsburg, München, Wien gehen und in Prag überwintert werden.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg](#)

Jahr/Year: 1851

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Martens Georg Matthias

Artikel/Article: [3. Die Menagerien in Stuttgart. 43-94](#)